

Perry Rhodan

der Erbe des Universums

Nr. 1667

Die Früchte des Wissens

von Robert Feldhoff

Im Jahr 1206 NGZ, das dem Jahr 4793 alter Zeitrechnung entspricht, haben die Galaktiker, die mit der BASIS am Rand der Großen Leere operieren, erste Erkenntnisse gewonnen. Worin aber das »Große Kosmische Rätsel« besteht, das sie in diesem über 100 Millionen Lichtjahre durchmessenden Leerraum zu vermuten haben, ist ihnen immer noch nicht bekannt.

Die Terraner und ihre Verbündeten fanden - rund 225 Millionen Lichtjahre von der Erde entfernt - die ersten »unglaublichen« Planeten. Mittlerweile entwickelte sich auch eine phantastische Verbindung zwischen der Großen Leere und der näheren Umgebung der Milchstraße: Eine ertrusische Kampfgruppe, die auf dem Sampler-Planeten Noman verschwunden war, kam auf dem Ennox-Planeten Mystery heraus und verunsicherte mit ihren Aktivitäten die Verantwortlichen in der Lokalen Gruppe. Perry Rhodan und die 12000 Besatzungsmitglieder der BASIS bleiben davon noch unberührt. Sie forschen weiter in den bislang unbekannten kosmischen Regionen - und erhalten von dem Ennox Philip die Koordinaten der »unglaublichen« Planeten. Mehrere Expeditionen schwärmen aus. Reginald Bull und Michael Rhodan, Alaska Saedelaere und Gucky erforschen verschiedene Sampler- Welten, ebenso Perry Rhodan. Der uralte Arkonide Atlan und die Besatzung der ATLANTIS haben ebenfalls ein Ziel- sie steuern den Planeten Canaxu an und finden dort DIE FRÜCHTE DES WISSENS...

Die Hauptpersonen des Romans:

Atlan - Der Arkonide erreicht die Sampler-Welt.

Niisu - Ein Trepecco sucht das Jenseits-Land.

Cessie Briehm - Die Exo-Ökologin hat eigene Vorstellungen.

Aktet Pfest - Der Überschwere ist Chef des ATLANTIS-Landekommandos.

Philip - Der einzige Ennox mit Zellaktivator.

1.

Abflug

Wie sehr sie an Bord der ATLANTIS unerwünscht war, merkte Cessie Briehm sehr schnell, und es war auch nicht zu übersehen. Am 10. April 1206 NGZ wechselte sie von der BASIS in den arkonidischen 500-Meter-Raumer. Es gab kein Empfangskommando; statt dessen nur den Hinweis, daß sie der 1. Kosmonaut Mimt zu einem Gespräch erwarte.

Kugelraumer waren im Grunde alle gleich aufgebaut, mit einem zentralen Antigravschacht und einer Kommandobrücke im Mittelpunkt. Nur daß man in der ATLANTIS von Vakuum-Expreß-Liften durch den Schacht geschossen wurde, anstatt gemächlich hindurchzuschweben.

Immerhin fand sich Cessie zurecht. Den Triumph, einen dieser hochnäsigen Arkoniden um Hilfe bitten zu müssen, gönnte sie ihnen nicht. Es hätte nur bestätigt, was ohnehin klar war: nämlich daß man ihre Anwesenheit für höchst überflüssig erachtete.

Die Zentrale war kugelförmig. Es gab drei verschiedene Decks, und jedes einzelne wimmelte von geschäftigem Personal. Niemand schenkte ihr Beachtung. Über die

Panoramagalerie verfolgte sie den Start. Zunächst im Schneekentempo, dann immer schneller driftete der riesenhafte Körper der BASIS aus dem Blickfeld. Drei weitere Körper vollzogen jede Bewegung der ATLANTIS nach. Der erste war der 100-Meter-Kreuzer BAS-KR-39, dessen Eigenname LAIRE lautete; benannt nach einem Roboter, der vor langer Zeit Perry Rhodan und Atlan begleitet hatte. Körper Nummer zwei erinnerte - angeblich - an einen terranischen Raubfisch, einen Barracuda. Es war das Schiff der beiden Arcoana Colounshaba und Pulandiopoul, die LAMCIA. Und der dritte Körper schließlich war der kleinste. Die TARFALA, das Schiff des Nakken Paunaro, bestand aus einer kugelförmigen Zelle und drei Zacken, die in Flugrichtung herausragten und das Schiff auf eine Gesamtlänge von 50 Metern brachten. In der Zentrale der ATLANTIS hätte es reichlich Platz gefunden.

Cessie schaute lange auf den Betrieb in der Zentrale.

Zehn Minuten vergingen ereignislos. Dann der Übertritt vom Normalraum in den Hyperraum - was allerdings nicht bedeutete, daß sich jemand ihrer angenommen hätte. Hätte sie gewußt, wer von all diesen Arkoniden Mirrit war, sie hätte sich bemerkbar gemacht. Aber so ... Hinten, auf dem eigentlichen Kommandodeck, erkannte sie den Arkoniden Atlan, auch die Kommandantin des Schiffes, Theta von Ariga. Da ihr Ansprechpartner aber Mirrit hieß, faßte sich Cessie in Geduld. Von einem freien Platz aus schickte sie ihre Botschaft los. Der Schiffssyntron übermittelte an Mirrits Terminal die Nachricht, Cessie Briehm von der BASIS warte an Besuchersessel Nummer 30. Eine Stunde verstrich. Und endlich tauchte ein dürrer, hochgewachsener Mann mit schneeweissen Haaren auf.

»Mein Name ist Mirrit«, begrüßte er sie reserviert. »Du bist die Exo-Ökologin, korrekt?«

»Das stimmt.«

»Dann muß ich dir sagen, daß wir an Bord der ATLANTIS sehr gut ohne deine Hilfe auskommen. Aber es ist zu spät. Du erhältst deine Kabine und deine Mahlzeiten wie jeder andere an Bord.«

Cessie erhob sich. Sie war zwei Köpfe kleiner als der andere. Wenn er jedoch gehofft hatte, sie so leicht abzufertigen, hatte sich dieser Mirrit sehr getäuscht.

»Mir wurde gesagt, daß an Bord der ATLANTIS bisher kein Exo-Ökologe mitfliegt«, sagte sie.

»Wir haben Spezialisten genug«, entgegnete der Arkonide abweisend.

»Aber keinen Exo-Ökologen.«

»Du verstehst mich nicht, Cessie. Wir brauchen so etwas nicht. Du weißt ganz genau, weshalb du an Bord bist. Weil auf der BASIS ein Teil der Expeditionsleitung uns nicht über den Weg traut. Ich weiß nicht, wer es war, der uns deine Anwesenheit eingebrockt hat. Aber ich weiß, daß wir uns gewaltig darüber ärgern.«

»Das ist nicht meine Schuld.«

»Nein«, räumte er ein.

»Dann bitte ich dich, folgendes zur Kenntnis zu nehmen: Die Coma-Flotte untersteht dem Galaktikum. Du kennst die Gesetze, was den Umgang mit fremden Welten und fremden Völkern angeht. Sie dienen dem Schutz dieser Fremden. Sie sind nicht dazu da, den Arkoniden Steine in den Weg zu legen.«

»Theorie.« Mirrit verzog abfällig die Lippen, seine rötlichen Augen blitzten empört.

»Die Praxis sieht anders aus, und das weißt du.«

»Deshalb bin ich dabei. Wir Galaktiker haben nicht das Recht, einfach in der Gegend herumzufliegen und andere zu schädigen.«

»Ich weiß nicht, was für Gedanken du in deinem Hirn wälzt. So etwas wird nicht geschehen. Du kannst alles überprüfen, Cessie Briehm, und hinterher fertigst du deinen Bericht an. Ich denke, damit hätten wir es.«

»Keineswegs«, gab sie unerschrocken zurück. »Ich verlange jederzeit Einblick in die Entscheidungen der Schiffsleitung, soweit sie fremdes Territorium betreffen. Und das ist hier an der Großen Leere so ungefähr *alles*. Ferner verlange ich Zutritt zur Kommandobrücke. Hinzu kommt das übliche Vetorecht.« Sie lächelte sarkastisch.

»Natürlich nur für den Fall, daß eine Handlung dieser Expedition gegen geltendes Recht verstößt.«

Nun hatte es Mirrit die Sprache verschlagen. Er hob den Kopf und starre sie aus fassungslos geweiteten Augen an.

»Das hat uns gerade noch gefehlt ...«, sagte er nach einer Weile. »Du mußt beschränkt sein, wenn du glaubst, dich hier so aufführen zu können.«

»Ich kann, Mirrit. Und ich empfehle dir, die entsprechenden Passagen nachzulesen.«

Cessie machte auf dem Absatz kehrt. Hinter sich ließ sie einen fassungslosen 1.

Kosmonauten zurück, mit grimmigem Gesicht und geballten Händen. Arkoniden mochten es nicht, wenn man ihnen in die Entscheidungen hineinredete. Wie verzogene Kinder, dachte sie und nahm sich vor, ein wachsames Auge zu haben.

2.

Das Land Boor

Es war der Tag, an dem Niisu und seine Sterngefährtin Cahlie von ihrem Stamm getrennt wurden. Und das war gleichbedeutend mit dem Tod.

Schuld hatte das Unwetter. Morgens strichen erste Vorboten über den Wald: grünlich schimmernde Wolkenfelder unter einem Himmel aus Violett, dazu die Schwärme von Zasavögeln, die auf dem Weg ins nahe Gebirge waren. Dort gab es Schutz vor den tödlichen Windböen. Im Fels existierten tausend Nischen und Überhänge, die der furchtbare Fallwind nicht erreichen konnte. Niisu starrte auf die eisbedeckten Gipfel. Ganz nahe schienen sie ihm, obwohl er wußte, daß es nur an der dünnen Luft des Hochlands lag.

Sie waren ein Volk von Läufern. Aber dieses Ziel war viel zu weit. Ein halber Tageslauf durch das umliegende Dickicht - während der Sturm in spätestens zwei Stunden beginnen würde. Außerdem wären sie dem Sturm nur entgegengerannt, denn genau vom Gebirge her zog das Wetter auf.

Cahlie war die erste, die das nahende Verhängnis sah.

Er spürte, wie sich in seinem Nacken der Griff ihrer Beine versteifte.

»Wir kriegen Schwierigkeiten, mein lieber Niisu... echte Schwierigkeiten!«

Cahlie war schwanger. Niisu spürte über ihre Nabelschnur den pulsierenden Strom. *Sei ganz ruhig, Sterngefährtin. Die Aufregung wird unserem Nachkommen schaden.* Er hatte keine Ahnung, was ein Sturm im Land Boor exakt bedeutete. *Die Frauen wissen es*, dachte er, *denn sonst wären wir verloren.*

Cahlie zischte leise.

Die vier anderen Späherinnen, die zu ihrem Stamm gehörten, merkten auf. Als kleine, verschrumpelte Gestalten starrten sie über die Köpfe ihrer Gefährten hinweg. Keine war aufgerichtet mehr als einen halben Meter groß. Doch ihre wachen Augen sahen mehr als die der Männer, sehr viel mehr.

»Das Unwetter! Es ist viel zu nahe! Wir brauchen einen Unterstand!«

Siebzehn Läufer gehörten zu ihrem Stamm. Sie zerstreuten sich binnen zehn Sekunden, irrten durch die Farngebiete und suchten nach einer Stelle, an der man sich eingraben

konnte. Und wieder war es Cahlie, die als erste Erfolg hatte. Sie rief alle mit Geschrei heran. Im Dickicht gab es eine flache Stelle. Niisu selbst sah nur die rote Färbung der Gewächse; für sie jedoch, die so viel mehr aus der *Frucht* verdauen konnte als er, war der Hinweis deutlich.

»Grabt da!« gebot sie. »Die Wurzeln reichen nicht sehr tief.«

Niisu bückte sich; doch ein schnaubendes Geräusch ließ ihn in der Bewegung stocken. Einer der Nomaden hatte sich hoch aufgerichtet. Es war Hapt, der schnellste Läufer des Stammes.

»Versuchen wir es mit dem Gebirge«, schlug er vor. »Da liegt unser Ziel! Ihr wißt das genauso wie ich. Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es.«

Seine Haut war fast schwarz, die Haare waren dagegen hell, und sein Gewand war das bei weitem zerrissenste von allen. Hapts Verdauung arbeitete nicht besonders gut.

Ständig neigte er zum Leichtsinn, immer waren seine Kenntnisse von dem Land, durch das sie sich bewegten, die geringsten. Noch nie in seinem Leben hatte er eine Frau getragen oder einen Nachkommen gezeugt; aber das war kein Wunder, denn eine Frau suchte sich ihren Partner gründlich aus.

»Schluß«, entgegnete Niisu. »Wir schenken den Sterngefährtinnen Glauben. Du kannst auch allein gehen, Hapt.«

»Ich verlange, daß wir reden.«

»Dazu bleibt keine Zeit.«

»Wenn wir die falsche Entscheidung treffen, geht noch mehr Zeit verloren.«

»Die Entscheidung kann nicht falsch sein«, versetzte Niisu zornig. »Keiner sollte zweifeln. Nicht in diesem Augenblick.«

Hapt verschluckte eine böse Erwiderung. Wortlos machten sich die Läufer an die Arbeit. Die Frauen blieben auf ihren Schultern hocken und lauschten angestrengt.

»Still!« sagte plötzlich eine.

Nur dieses eine kurze Kommando, doch es war genug. Alle hielten inne. Durch das Unterholz drang ein Geräusch von berstendem Holz. In Niisus Geist entstand das Bild eines fürchterlichen, tödlichen Räubers, der bei Nacht auf Beutezug ging - und den er niemals in seinem Leben gesehen hatte. Ein *Brehem* wog zehnmal mehr als jeder Läufer. Durch seine gestreifte, dunkle Gestalt war es im Wald des Landes Boor beinahe unsichtbar. Und jetzt, da es den Wetterumschwung nahen spürte, wurde es gefährlich munter.

»Das Ding verschwindet«, flüsterte Hapt. Er war bleich geworden, lächelte aber schon wieder. »Es entfernt sich.«

Niisu schaute fragend auf die Frauen.

»Ja«, sagte eine. »Er hat recht. Weiter.«

Ganz in der Nähe stob in heller Panik ein Dutzend Zasavögel aus dem Unterholz. Es war höchste Zeit, sogar für sie. Niisu und die anderen erstarrten nur sekundenlang. Sie rissen ihre Lederbeutel von den Hüften und holten die Messer heraus. Damit pflügten sie knietief den Boden um. Ihre Frauen balancierten auf den Rücken und riefen kurze Kommandos. Mit aller Kraft arbeitete er, ebenso wie Hapt, Seite an Seite mit den anderen, und schon bald spürte er seine Arme erlahmen. Die gerodete Mulde wuchs, bis sie siebzehn Läufer aufnehmen konnte. Nicht mehr als eine halbe Stunde brauchten sie dafür.

»Das reicht!« kommandierte Cahlie. »Suchen wir Steine!«

Niisu richtete sich aus der Hocke auf. Er reinigte hastig sein Messer, indem er es durch

ein Stück Baumrinde zog, und folgte Cahlies Wink in Richtung Norden. *Wir benötigen weiches Gestein. Damit wir es schneller bearbeiten können, als der Sturm da ist.*

Eine Lichtung brauchten sie... Dort fand man Baumaterial von der Sorte, die sie wollten.

»Siehst du etwas, Cahlie?«

»Ich glaube schon. Dahinten, im Schatten.«

Zwischen Farngewächsen lag jede Menge Geröll. Das meiste sah aus wie Granit oder hartes Vulkangestein, man konnte es nicht verwenden. Die weichen, rötlichen Klumpen zwischendrin lohnten den Aufwand kaum. Dennoch bückte sich Niisu, nahm sein Messer zur Hand und grub zwei der dicksten Brocken aus. Beide waren so groß wie sein Schädel. In jede Armbeuge nahm er einen, und so beladen wankte er zur Mulde zurück. »Ho! Ihr seid die letzten!« rief Hapt von weitem. »Beeilt euch!«

Da, wo der ausgehobene Abfall lag, stapelten sich zwanzig Steine. Die anderen waren längst schon an der Arbeit. Mit ihren spitzen Hämtern schlugen sie auf die Steine ein, mit irrsinnigem Tempo, dem das Auge eines Nomaden kaum zu folgen vermochte. Nur einer der Nomaden legte geringeres Tempo vor: Loomo, der Alte, der zwar noch mit dem Stamm Schritt halten konnte, aber häufig schon zur Last fiel. Niisu hockte sich neben ihn. Eines seiner Hammerwerkzeuge reichte er Cahlie hoch, das andere benutzte er selbst. Sie brauchten keine zwei Minuten. Jeder verwandelte einen Brocken in brauchbares Mauergestein.

»Das ist nicht genug.«

»Nein, Niisu ... längst nicht!«

Ein zweites Mal machten sie sich auf den Weg, in dieselbe Richtung, nur die Lichtung war eine andere. Hier fanden sie optimales Material. Die Steine waren so fest wie nötig und so weich, daß man sie bequem in Form hauen konnte. Windböen wirbelten Blätter von den nahen Bäumen. Ein erster Eiszapfen stürzte vom Himmel und drang in seinen Rücken. Als Cahlie über die Stelle wischte, war an ihren Fingern Blut.

»Schneller!« rief sie.

Nisu grub die Steine aus.

Wieder waren es zwei, soviel er eben tragen konnte.

»Hier ist es gut«, sagte er. »Wir kommen gleich noch einmal wieder.«

»Leise, Niisu ... Besser nicht.«

Cahlie lehnte sich nach vorn und deutete auf sonderbare Spuren im Schlamm. Sie sahen aus wie die Löcher, die entwurzelte Bäume hinterließen.

»Das war das Brehem. Sein Bau ist ganz in der Nähe. Ich rieche es ... Wir meiden diese Stelle lieber.«

»Das Brehem ist längst im Bau verschwunden. Du brauchst keine Angst zu haben, Sterngefährtin.«

»Davon verstehst du nichts, Niisu. Du hast die falsche *Frucht* gegessen. Also los!«

Er warf einen raschen, gehetzten Blick zum Horizont. Die eisbedeckten Gipfel des Gebirges, so großartig ihr Anblick sonst war, wirkten wie eine tödliche Drohung. Immer mehr zog sich der Dunst am Himmel zusammen. Ein zweiter winziger Zapfen aus Eis traf ihn, diesmal mitten ins Gesicht. *Daß nur Cahlie nicht verletzt wird. Sie ist empfindlich.*

So schnell er konnte, trug er seine Sterngefährtin und die beiden Brocken zur Mulde zurück. Es fehlte nicht viel. Hapt, der alte Loomo und ein

paar andere fingen an, das Kuppeldach zusammenzuleimen. Aus den Rinden der Bäume preßten sie klebrigen Saft, schon fügten sie an den Rändern der Mulde die ersten Ziegel zusammen. Der Saft diente dabei als schnell bindender, luftdurchlässiger Mörtel - den

nicht einmal der schärfste Eiszapfen durchschlagen konnte.

Niisu und Cahlie hämmerten an ihren Brocken herum. Drei weitere Steine wurden herangeschleppt. Die Nomaden arbeiteten perfekt zusammen, und es gab keinen, der nicht seinen Platz gekannt hätte. Sechs Läufer sorgten für frischen Rindensaft. Die übrigen stützten mit ihren Armen das Dach, bis es ausgehärtet war.

Binnen weniger Minuten entstand eine fast lückenlose steinerne Kuppel über einer Mulde aus Schlamm.

»Es sind immer noch zu wenige Steine«, stellte Cahlie tonlos fest.

»Wir lassen Atemlöcher«, schlug eine zweite Frau vor. »Wenn wir Glück haben, bläst der Wind nur in eine einzige Richtung.«

»Nein«, versetzte Cahlie. »Ich habe eine bessere *Frucht* gegessen als ihr alle. Ich weiß, daß sich der Wind im Wald verfangen wird. Er wird aus jeder Richtung blasen. Wir brauchen Steine.«

»Aber wer ...«

»Ich und Niisu gehen. Wir kennen eine Stelle.«

»Das Brehem«, flüsterte Niisu.

Und sie gab ebenso leise zurück: »Wir schaffen es schnell genug.«

Derweil war die Kuppel fast fertiggestellt. Nur ein kleines Loch klaffte noch, durch das ein erwachsener Läufer gerade ins Innere kriechen konnte. Es sah aus, als habe sich eine gepanzerte Riesenechse in den Schlamm gegraben. Dasselbe Prinzip, überlegte Niisu: Schutz funktionierte überall auf dieselbe Weise, welches Land man auch durchwanderte.

Cahlie stieß ihn in die Seite.

Hapt, Loomo und die anderen krochen durch das Loch.

»Sorgt für Rindensaft!« rief Niisu noch, bevor er sich in Bewegung setzte.

Doch er war nicht sicher, ob der einsetzende Fallwind nicht seine Worte schluckte. Das Blattwerk der Bäume schüttelte sich. Düfte stiegen auf, die er nie zuvor gerochen hatte und über die ihm auch die *Frucht* des Landes Boor keine Auskunft gab. Niisu spürte den eisigen Hauch. Der Fallwind trug Eiszapfen aus dem Gebirge mit sich, eine furchtbare, tödliche Wolke. Tausend feine Nadeln würden seine Haut durchbohren, ihn ebenso zerfetzen wie die Bäume und die Tiere, die keinen Unterschlupf gefunden hatten. Nur nicht Cahlie. Ein weiteres Mal beschleunigte er seine Schritte. Wie der Wind fegte er durch das Dickicht des Waldes; bis zu jener Lichtung, die sie eigentlich kein zweites Mal hatten aufsuchen wollen.

Niisu grub mit seinem Messer zwei weitere Steine aus.

Und in diesem Moment kam von hinten das fauchende Geräusch.

Es war ein so mächtiger, heftiger Laut, daß Niisu zuerst dachte, der Sturm sei da. Dann aber gruben sich spitze Nägel in seine Schulter.

»Niisu!«

Er fuhr herum. Und dann sah er es selbst.

»Das Brehem«, flüsterte er.

Nicht mehr als zehn Meter entfernt hockte das Untier: ein tonnenschwerer, gestreifter Brocken aus Fell und Muskelfleisch, mit giftigen Reißzähnen, langen Beinen hinten und vier kurzen Klauen vorn, die zum Laufen nicht geeignet waren. Aber das Brehem mußte nicht laufen. Ein kurzer Sprung hätte genügt, und es hätte Niisu und seine Sterngefährtin zerrissen, bevor sie auch nur einen Schritt zur Seite tun konnten.

»Beweg dich nicht«, wisperte Cahlie. Verkrampft, mit schwitzenden Beinen hockte sie in seinem Nacken. »Das Brehem reagiert nur auf Bewegung. Steh still, und wir sind für

seine Augen nicht mehr da.«

Mit aller Gewalt bezähmte Niisu den Fluchtreflex.

Seine Beine zuckten, doch sie bewegten sich um keinen Zentimeter. So nahe war das Brehem jetzt, daß er seinen Atem riechen konnte. Die pelzige Gestalt schien so gewaltig wie ein Fels. Allein das Maul war größer als Niisus Leib, ein einziger Zahn länger als seine Unterarme.

»Ruhig, Niisu ... Irgendwo hier befindet sich der Bau. Das Brehem hat um diese Jahreszeit Junge.«

Eine fürchterliche Windbö peitschte durch das Dickicht. Sträucher wirbelten vorbei. Ein kalter Sprühregen ergoß sich von oben über das Land, und von einem Moment zum anderen verschwand der sichtbare Himmel. Statt dessen senkte sich ein Schatten, der den letzten Sonnenstrahl aufsog und den Wald in düsteres Zwielicht tauchte.

Das Brehem duckte sich.

Durch meine Adern pulsiert der Strom. Mein Blut vermischt sich mit dem meiner Frau und meines Kindes. Das Tier wird gehen, Cahlie. Es hat uns längst vergessen.

In den Sprungbeinen des Untiers spannte sich die Muskulatur; doch dann drehte es sich, dem fürchterlichen Wind entgegen. Mit einem einzigen langen Satz verschwand das Brehem außer Sicht. Niisu hörte noch, daß es irgendwo in einer Pfütze aus Schlamm landete.

Plötzlich herrschte Stille - nur eine Sekunde lang. Die Gewalt des Windes fiel über sie her wie eine steinerne Faust. Niisu wurde von den Beinen gefegt. Cahlie vermochte nicht länger, sich mit den Beinen festzuklammern, sie wurde umhergewirbelt. Er bekam eine ihrer Hände zu fassen. All seine Kraft konzentrierte er auf das eine Ziel: nicht den Halt verlieren. Denn wäre das geschehen, wäre auch die Nabelschnur gerissen, die ihn und seine Frau verband. Sein Blut nährte das Kind in ihrem Leib. Der Körper einer Frau war viel zu schwach dazu, weil sie nicht ein Fünftel soviel wog wie er.

Nicht das Eis, dachte, Niisu. Ihr Götter von Boor, gebt uns Zeit, die Mulde zu erreichen! Die Luft schien von losgerissenen Ästen und Blättern erfüllt, sogar Bäume wurden jetzt entwurzelt.

Ihr Sturz endete vor einem festen Stamm. Mit betäubender Wucht prallten sie gegen die Rinde, zuerst Niisu, dann Cahlie hinterher. Und sosehr der Schmerz auch seinen Körper lahmte, es war doch ihr Glück. Sonst hätten sie keine Chance bekommen, sich zu orientieren. Wer einmal in Bewegung geriet... Niisu griff mit beiden Händen zu. Im Windschatten des Stammes kletterte Cathie auf seinen Rücken; nicht bis in den Nacken hoch, sondern nur so weit, daß sie mit beiden Beinen seine Lenden umschlingen konnte. »Zurück zum Lager!« brüllte Niisu gegen den Sturm. »Weißt du die Richtung, Cahlie?« »Nein!« gab sie zurück. »Wir schaffen es nicht! Wir brauchen einen Unterschlupf! « Vorbei.

Es hat keinen Sinn mehr.

Erneut mischte sich eisige Kälte in den Wind. Diesmal hatte er den Eindruck, daß feinste Partikel ihm die Haut von den Knochen rieben. Nichts dagegen tun zu können war furchtbar.

Im selben Augenblick traf ihn eine Bö von der Seite. Niisu wurde von den Beinen gerissen. Wohin sie rutschten, sah er nicht mehr; denn hätte er die Augen offengelassen, irgendein Ast hätte sie ihm ausgestochen. Noch spürte er das Pulsieren durch die Schnur. Noch hielt die Kraft in Cahlies Beinen, bis ein Baum sie am Schädel erwischen würde. Sie würde loslassen, das Bewußtsein verlieren und dann in den Tod

hinüberdämmern. Aber ist es nicht besser so? Ohne den Kampf, der das Leiden verlängert? Ein weiteres Mal hatten sie Glück. Der Sturz endete unversehens vor einer langen Reihe von Felsen, die tief im Boden steckten.

Niisu und Cahlie klammerten sich fest. Mit ganzer Kraft trotzten sie dem Zug und schleppten sich auf die andere Seite der Felsenreihe, wo der Sturm gebrochen wurde. Hier war der Boden weich. Kein Schlammboden war es, sondern moosbewachsener Untergrund, in dem die Wurzelschicht nur kurz unter die Oberfläche reichte. Dort, im Schatten, hatte nie ein Baum gestanden.

»Grab dich ein!« schrie er. »Gleich kommt das Eis!«

Niisu suchte in den Fetzen, die von seiner Kleidung übrig waren, nach Werkzeug. Er fand nichts. Also grub er mit bloßen Händen und voller Todesangst. *Es hat keinen Sinn. Das Eis durchschlägt die dünne Erdschicht. Wir verbluten in unserem Grab.*

Niisu hörte nicht auf die Stimme in seinem Kopf. Brockenweise flog die Erde hoch. Zwanzig Zentimeter tief, das reichte nicht. Aber schon waren die nächsten Eispartikel heran, die ihm blutige Wunden schlügen. Es waren die ersten Vorläufer, nicht der Höhepunkt. Er zwang sich, nicht jetzt schon in die Erde zu kriechen, sondern wühlte, bis die letzte Kraft verbraucht war.

Ein halber Meter war hoffentlich genug.

»Es ist gut so! Cahlie! Cahlie!«

Gemeinsam mit seiner Sterngefährtin legte er sich in die Grube - neben sie und auf den Bauch, damit die Chance größer war, das Gesicht zu schützen. Mit beiden Armen schaufelten sie Erde über sich. Sie bedeckten zunächst ihre Beine, dann Unter- und Oberkörper. Zuletzt wühlten sie sich mit den Köpfen regelrecht in den Sand. Es waren nur ein paar Zentimeter, die sie jetzt bedeckten. Doch hinzu kam der Windschatten der Felsengruppe.

Der Schatten ist nichts wert. Es war die *Frucht*, die ihm das sagte. Und so, wie jeder Nomade der *Frucht* vertraute, schwand auch Niisus Hoffnung auf Überleben.

Der Sturm war da.

In seiner ganzen Gewalt brach das Wetter aus den Höhen des Gebirges Rok über sie herein. Niisu hörte es trotz der Krumenschicht. Er spürte den erzitternden Boden. Und er wünschte, er hätte auch Cahlie spüren können, doch ihre Arme und Beine lagen weiter links in der Erde begraben. So blieb nur die Nabelschnur, die in seinem Nacken mündete, kurz unterhalb des Schädelknochens, und über die er das Leben seiner Sternpartnerin spürte. Entsetzlich kalt wurde es. Etwas prasselte auf die Erde nieder, durchtränkte den Boden mit Nässe und gefror, kaum daß es eingedrungen war. Niisu bekam keine Luft mehr. Die ersten Eispartikel schlügen mit der Wucht von kleinen Pfeilen durch. Er spürte Treffer in seiner gespannten, kalten Haut. Die Schmerzen waren unerträglich. Niisu wollte schreien, doch sein Atem reichte nicht. Er konnte nur daliegen und warten, bis die Haut zerfetzt war. Hätte er mit dem Gesicht nach oben gelegen, das Eis hätte seine Lider perforiert und die Augen ausgestochen.

Und ab einem bestimmten Punkt fühlte Niisu keine Schmerzen mehr.

Er schaltete der Reihe nach sämtliche Empfindungen aus. Seine Arme und Beine existierten nicht mehr, ebensowenig die Nabelschnur und das Hämmern in seinem Kopf. Eine scheinbar unendliche Zeitspanne verstrich, in der er weder dachte noch empfand. Nur der Lärm, der seinen Schädel mit Pein erfüllte... Und als auch dies verstummte, hatte Niisu die Schwelle zwischen Tod und Leben erreicht.

Was es am Ende war, das ihn das Leben wählen ließ, wußte er nicht. Vielleicht dieses entsetzliche Gefühl aus seinem Nacken, das plötzlich den ganzen Körper erfüllte.

Tatsächlich, der Lärm war verstummt. Niisu kämpfte sich zurück an die Oberfläche seines Bewußtseins. Er spürte, daß er aufgehört hatte zu bluten, daß das Gehör langsam wieder zu arbeiten begann. Es stürmte nicht mehr. Er wußte, daß der Sturm vorbei war, und lebte trotzdem noch. Mit den Kräften kehrte aber auch der Schmerz zurück. In einer instinktiven Reaktion zog sich jeder Muskel seines Körpers zusammen. Er wühlte die gelockerte Erde zur Seite, bis er endlich Luft bekam.

»Cahlie!«

Tageslicht blendete seine Augen, auch wenn es nur wenig war, was die Wolkenschicht durchdrang.

Niisu schaufelte mit gewaltigen Anstrengungen Erde zur Seite. Er hatte das Gefühl, jeder Muskelstrang im Körper wollte zerreißen. Doch er dachte nicht daran, sofort aufzugeben.

Seine Haut blutete. Ein Geschmier aus Dreck und Körpersäften bedeckte ihn von oben bis unten, als sich der Nomade aus dem Grab erhob. Er kam auf die Knie, robbte zur Seite und grub dort, wo seine Sterngefährtin lag. Die Nabelschnur war völlig taub. Er spürte nicht länger das Pulsieren ihres Blutes. Hätte Niisu noch schreien können, er hätte es getan. Doch die Kräfte, die er hatte, brauchte er für seine Arme.

Sekunden später legte er den verschrumpelten Leib seiner Frau bloß. Als er ihren winzigen Kopf hob, spürte er keinen Atem. Der Haarschopf war eine einzige blutige Wunde. Ihr Rücken ähnelte mehr einer Kraterlandschaft als der schwarzen Haut einer Trepecco-Nomadin.

»Cahlie...«

Cahlie! Sterngefährtin! Ich bin dir so nahe, wie ich es niemals sein konnte.

Sie war tot.

Mit ihr war sein Kind gestorben, weil der Sturm so plötzlich über sie gekommen war. Und weil sie zuwenig Intelligenz besessen hatten, jemand anderen auf die Suche nach Steinmaterial zu schicken. Oder das Brehem war schuld. Man konnte es drehen und wenden, wie man wollte.

Niisu faßte die Nabelschnur in seinem Nacken und riß sie aus, bevor der fehlende Fluß sein Blut vergiften konnte. Es war purer Instinkt. Wozu das noch? Er fand nicht einmal den Antrieb, sich die Nackenwunde zuzudrücken, und sank im Schatten der Felsen nieder, wo er war. Mit geschlossenen Augen wartete er auf den Tod.

3.

Das Gebirge Rok

Aber Niisu starb nicht.

Die Sterne sind weiblich, so sagte eine alte Legende unter den Nomaden, die man ihm erzählt hatte, als er gerade ein Kind war. Niisu hatte das nie verstanden. Für ihn waren es einfach Lichter. Er brauchte sie, um sich nachts zu orientieren und um zu bestimmen, wann es Morgen wurde. Manchmal, wenn er eine *Frucht* gegessen hatte, verrieten ihm die Lichter, in welche Richtung er sich wenden mußte. Dann wanderte Niisu geradeaus - bis ans Ziel, wo eine andere *Frucht* ihm sagte, was zu tun war. So gesehen dachte er mit Hochachtung an die Sterne. Und mit derselben Hochachtung begegnete ein Nomade seiner Frau. Ihr überlegener Verdauungsapparat, ihre scharfen Augen, dazu der scharfe Verstand - all das faszinierte ihn.

Und als er über die Nabelschnur mit Cahlie verbunden gewesen war, hatte ihm das auch die Sterne näher gebracht. Vielleicht war das der Grund, weshalb die Nomaden ihre Frauen *Sterngefährtinnen* nannten. Oder? Niisu hatte nie jemanden getroffen, der sich an die Vergangenheit erinnerte. Es lohnte nicht, darüber nachzudenken.

In ihm pulsierte jetzt furchtbarer Schmerz. Aus der Halswunde sickerte in kurzen Schüben Blut. Doch irgendwann versiegte es, und schmutzige Kruste verklebte seinen Nacken bis zwischen die Schulterblätter. Er spürte wieder Hunger und Durst, trotz der überwältigenden Mattigkeit.

Irgendwann erhob sich Niisu.

Vollständig klar und violett war der Himmel, die Wolkenfelder waren mit dem Sturm längst abgezogen. Das Brüllen eines Raubtiers erklang in kurzer Entfernung. Es war das Brehem. Er konnte es nicht besiegen, das wußte Niisu wohl, doch er konnte zumindest Cahlies Leiche vor dem Zugriff des Räubers schützen. Sie lag noch immer auf dem Bauch, wie sie gestorben war. Ihr Blut wurde langsam schwarz, und es war gut, daß er das Gesicht mit den gebrochenen Augen nicht sehen mußte. Niisu scharrete mit vorsichtigen Bewegungen Erde über sie. Am Ende suchte er kleine Steine zusammen und streute sie über das zerwühlte Grab.

»Das ist genug ...«, murmelte er.

Seine Überlebenschancen standen schlecht.

Auf dem Rückweg zur Mulde suchte er nach Werkzeug und Kleidung. Das meiste fand sich in der Nähe, auf dem Boden oder in Büschen verfangen. Der Nahrungs- und der Werkzeugbeutel, das Messer und im Dreck die Feuersteine. Allmählich erwachte auch das Leben wieder. Winzige Kriecher, die tief in der Erde überlebt hatten, produzierten scharrende Geräusche. Ringsum sahen die Bäume und Büsche aus, als habe sie eine Horde von Riesen verwüstet... Kaum ein Blatt, das heil geblieben war, und die Borke war an manchen Stellen fingertief aufgerissen. Es roch nach Rindensaft. Die Moose und Farne waren zu mehr als drei Vierteln zerstört.

Niisu schleppete sich mit lahmen Schritten vorwärts. Die Mulde erreichte er kurz darauf: Der Schild aus Steinziegeln war unversehrt, Geräusche jedoch gab es keine. Hinter der Öffnung gähnte ein schwarzer Schlund. Spuren führten weg von der Mulde ins Gebüsch, auf das ferne Gebirge Rok zu.

Dennoch bückte sich Niisu und rief: »Hoo! Ist da drinnen jemand?«

Keine Antwort. Niisu legte seine Beutel ab, nahm ein Eisenmesser in die Hand und kroch vorsichtig durch die Öffnung. Unter dem Ziegeldach war es warm und muffig - aber leer. Wer in den Sturm geriet, so, wie es ihm und Cahlie passiert war, der war so gut wie tot. Für den Stamm hätte es keinen Sinn, Tote zu suchen oder auf Leichen zu warten. Also waren sie abgezogen.

Aber... es roch nach etwas *anderem*.

Allmählich gewöhnten sich Niisus Augen an die Dunkelheit. Durch die Öffnung fiel nur ein sanfter Schimmer von Tageslicht, weil die Sonne auf der anderen Seite stand. Dann aber verstand er. Die Öffnung! Der Stamm hatte in der Tat bis zuletzt gewartet, ob Niisu und seine Sterngefährtin auftauchen würden. Doch sie waren nicht gekommen. Und bei einem Sturm dieser Stärke hatten sie keine andere Wahl gehabt, als irgendwie dieses Loch zu schließen.

Niisu schnüffelte mißtrauisch. Wer den Geruch von totem Fleisch jemals wahrgenommen hatte, erkannte ihn immer wieder. Dort in der Ecke lag ein Körper. Er regte sich nicht. Es war der Körper eines Trepecco-Nomaden: Loomos, des Alten. Sein Rücken war eine einzige zerfetzte Wunde.

Vor Niisus innerem Auge entstand ein Bild von Cahlie, ohne daß er sich dagegen wehren konnte. Es war dieselbe Art von Verwundung, und ebenso wie sie war Loomo schon lange verblutet. Wäre Niisu früher eingetroffen, hätte er Rückstände von Eis in der Wunde vorgefunden.

Folgendes reimte er sich zusammen: Als der Sturm begonnen hatte und als die Not, das Loch zu schließen, immer größer wurde, hatte der Stamm das einzige Dämmaterial benutzt, das zur Verfügung stand. Und das war einer ihrer Körper. Loomo hatte sich geopfert. Sie hatten ihn vor das Loch gelegt und seinen Tod mit angesehen. Er war gestorben, aber alle anderen Nomaden hatten überlebt.

Aus der muffigen Höhle kroch Niisu ins Freie. Wenn er jemals wieder Anschluß finden wollte, existierte nur eine Möglichkeit: Er mußte seinem Stamm folgen.

*

Wenige Stunden verstrichen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Das Violett des Himmels schlug in ein sehr dunkles Rot um, und die gelben Strahlen der Sonne durchzuckten nur noch die Abendstimmung, wenn der Dunst am Horizont aufriß. *Es ist die schönste Zeit des Tages*, überlegte Niisu. Tag und Nacht, Tod und Leben, alles lief im Kreis. Und er war ein Nomade; einer, der immer seiner Bestimmung in diesem Kreis hinterherrannte, ohne sie je zu erreichen.

Er würgte ein halbes Kilogramm Beeren hinunter und verzichtete anschließend auf jede Flüssigkeit. Denn die, so wußte er, vertrug sich nicht mit der Beerensäure. Seine Verdauung war nicht gut. Aber immerhin war sie gut genug, zumindest elementares Wissen herauszuziehen. Niisu würde nicht verhungern, solange er sich im Land Boor befand.

Immer dunkler wurde es. Zuerst hatte er die Fußspuren noch deutlich erkannt. Ein Nomadenstamm hinterließ Schneisen im Gebüsch, Feuerstellen und hin und wieder Kot, der wegen der Insekten nicht zu übersehen war. Das dumme war nur, daß er allein nicht vorankam. Doppelt so schnell wie er bewegte sich der Stamm. Sie hatten das klare Ziel vor sich, das Gebirge. Er dagegen folgte nur einer Spur, was ungleich schwieriger war. Niisu hielt rechtzeitig nach einem Schlafplatz Ausschau. Das Beste, was er fand, war eine Höhle am Rand eines Hügels.

Der erste Bewohner hatte die Höhle längst verlassen, weil sie nicht weit genug in den Fels reichte und schwer zu verteidigen war. Inzwischen aber hatte sich eine ganze Horde von Nagebraaks eingenistet. Niisu betrachtete im Schein der Dämmerung den Eingang. Keiner der Braaks war größer als seine Faust. Für sich allein bildeten die Tiere keine Gefahr. Als Horde von zwanzig Stück jedoch waren sie imstande, selbst einen ausgewachsenen Trepecco zu besiegen. Sie hätten ihn einfach angesprungen, wieder und wieder. Ein paar hätte er abgeschüttelt, die anderen wären irgendwann an seinen Gliedern hochgeklettert. Wenn

sie den Hals einmal erreicht hatten, gab es kaum noch Rettung.
Nisu spürte ihre Blicke.

Die Nagebraaks zischten leise. Einen Angriff riskierten sie nicht; sobald er zwei oder drei Sekunden Vorsprung hatte, gaben seine langen Beine den Ausschlag.

Ihr werdet von dort verschwinden, dachte er. Genauso wird es geschehen, weil ich der Klügere bin.

Der Nomade zog Werkzeug aus dem Beutel und grub zwei Büsche aus. Er hatte eine Menge Arbeit mit den Wurzeln. Der erste war vom Eishagel fast zerfetzt. Das Äußere bestand aus lederartiger Rindensubstanz, die gleichwohl dem Eis nicht standgehalten hatte - und im Inneren fand er staubtrockenes, verknöchertes Holz. Niisu hatte keine Mühe, den Busch mit zwei Feuersteinen in Brand zu setzen. Das Zeug brannte sofort lichterloh. Er faßte die Enden der Zweige, nahm den Busch und warf ihn brennend zu den Nagebraaks vor den Bau. Es dauerte keine zehn Sekunden, dann war die Höhle leer. Tausende von Pfoten trappelten über den Boden.

Lange brannte das Feuer nicht, das wußte Niisu. Dennoch wartete er geduldig ab, bis die letzten Flammen verloschen waren. Nun war Eile geboten, denn das Gezisch der Nagebraaks rief die Jäger der Nacht herbei. Niisu zog das verkohlte Buschgerippe heraus und schleuderte es weit von sich. Anschließend schleifte er den zweiten Busch heran, ein Exemplar mit langen, scharfen Dornen, die dazu gedacht waren, Zasavögel und Braaks von den Blüten fernzuhalten. Zuerst kroch Niisu in den Feuergestank der Höhle. Dann zog er den Busch hinter sich her, mit den Dornen nach hinten. Gewaltsam bog er die äußersten Äste nach innen, so daß keine Lücke blieb.

Der Nomade schloß die Augen. Seine Muskulatur entkrampfte sich. Die Nackenwunde, wo er die Nabelschnur ausgerissen hatte, hörte zu schmerzen auf. Wer jetzt noch versuchte, an ihn heranzukommen, riskierte aufgeschlitzte Pfoten. Niisu schlief ein, ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden.

Und ringsum starben in dieser Nacht die Nagebraaks. Nun, da sie den Schutz der Höhle verlassen hatten, waren sie nichts als leichte Beute.

*

Die ersten Lichtstrahlen weckten ihn. Niisu hatte höllischen Durst, und die Kraft der Beeren war längst aufgezehrt. Vorsichtig schob er den Dornbusch beiseite, sicherte nach allen Seiten. Doch es gab keine Gefahr. Weder hatte sich ein kleineres Raubtier auf die Lauer gelegt, noch befand sich ein Brehem in der Nähe. Dazu war der Lärm ringsum viel zu laut; sonst nämlich hätte das dumpfe Schweigen der Furcht geherrscht, jedes Wesen hätte sich verkrochen.

Die äußersten Dornen des Busches waren mit Blut befleckt. Mindestens einer der nächtlichen Räuber hatte es also versucht, war aber gescheitert und lautlos wieder im Wald des Landes Boor verschwunden. Niisu wußte, daß die Dornen giftig waren. Inzwischen lag das Tier längst im Sterben, oder ein anderer Feind hatte es gerissen.

Ausgiebig reckte sich Niisu. Es war noch halb dunkel. Der Himmel war rot, hatte aber noch nicht jene Färbung angenommen, die den Tag über herrschte. Nur die hohen Wolkenfelder strahlten schon so grün wie immer, weil sie viel mehr Sonnenlicht abbekamen als die Oberfläche des Landes. Weshalb das so war, wußte keiner von den Nomaden; manche sagten, daß sie auf einer riesigen Kugel lebten und daß ihre Sonne sich um

diese Kugel drehe. Andere behaupteten, alles sei nur Illusion. Die Trepeccos träumten alle denselben Traum; eines Tages würden sie erwachen und sich bereit machen für den großen Kampf im *Jenseits-Land*.

Nisu hätte gern mit irgendwem gesprochen. Aber Cahlie lebte nicht mehr. Er hatte niemanden, und er selbst war so gut wie tot.

Zunächst suchte er eine Wasserquelle. Offenes Wasser gab es nirgendwo im Land Boor. Statt dessen fand er eine Pflanzenart, von der er wußte, daß sie Feuchtigkeit gespeichert hatte. Mit dem Messer schnitt er ein Dutzend Stengel ab und hielt sie über den geöffneten Mund. Das Wasser trüpfelte nur sehr langsam und schmeckte fürchterlich. Kurze Zeit später begann er seinen Tageslauf. Er verfiel zunächst in leichten Trab, weit um die großen Buschinseln herum, in denen manches Raubtier Deckung fand. Dann beschleunigte er seine Schritte. Lange konnte er dieses Tempo nicht halten, das wußte er genau. Wenn er jedoch seinen Stamm einholen wollte, hatte er keine andere Wahl. Nur für eine halbe Stunde nahm er sich Zeit, ein kleines Tier zu fangen. Niisu zog die Haut ab, nahm es aus und verschlang den Bissen. Das Gelände wurde hügelig. Immer wieder durchzogen Geröllfelder den Wald. Für Trepecco-Nomaden war es leichter, dort zu laufen, weil man nicht im Gestrüpp hängenblieb und einen Feind auf weite

Entfernung sah. Für einen Verfolger jedoch erschwerte das die Sache. Das Gebirge Rok rückte allmählich näher. Es ragte so hoch auf, daß der gesamte Horizont verdeckt war, daß die höchsten Gipfel in einem grünen, dunstigen Schleier verborgen lagen. Aber dorthin, ins ewige Eis, wagte sich keiner der Trepeccos. Wer dort oben in einen Schneesturm geriet, war verloren.

Gegen Mittag entdeckte er die nächste Feuerstelle. Niisu selbst sparte sich die Pause; denn die kalte Asche sagte ihm, daß der Vorsprung der anderen noch gewachsen war. *Ich habe keine Chance. Ich hatte schon gestern keine, als der Sturm kam. Aber nun bin ich allein, und es gibt niemanden, mit dem ich meine Arbeit teilen kann.*

Mit größter Eile setzte er seinen Weg fort. Fast lief er in die Fänge eines Brehem. Viel zu spät erkannte er, daß der Lärm ringsum verstummt war. Nichts regte sich, nur der Wind fegte durch das zerfetzte Blattwerk der Umgebung. Und als er dem Brehem gegenüberstand, war es längst zu spät. Niisu verwünschte seinen Leichtsinn.

Ein paar Sekunden lang schaute er völlig reglos.

Die eng beieinanderstehenden Augen des Untiers fixierten ihn. Aber es war keine Angriffslust in diesem Blick, nur eine stumme Drohung: *Verschwinde*, hieß das, das ist meine Nahrung. Zu den Füßen des Brehem verblutete ein Wild, das Niisu niemals zuvor gesehen hatte. Vorsichtig zog er sich zurück. Er schlug einen großen Bogen und fühlte sich erst wieder sicher, als der Lärm des Waldes von neuem anhob.

Zum Abend hin begann es zu regnen. Die Wolkendecke leuchtete nicht mehr in sattem Grün, sondern war dunkel angelaufen und sank weit zum Boden herab.

»Ein Alarmsignal«, murmelte er, obwohl niemand in der Nähe war, der seine Stimme hören konnte.

Sein Körper besaß keine Reserven mehr. Wer einmal aus dem Grab aufstieg, so wie gestern er, der hatte nicht die Kraft, den ganzen Tag zu laufen. Und wer es dennoch tat, zahlte seinen Preis. Niisu wußte das. Dennoch tat er alles, bis zur Abenddämmerung soviel Distanz wie möglich zurückzulegen. Am Ende lohnte sich die Mühe. Er fand zwar seinen Stamm nicht wieder; doch dafür erreichte er das erste felsige Gebiet. Es gab hier mehr Höhlen, als die Tiere besetzen konnten. Dies war die Grenze des Landes Boor. Nur wenige Räuber verirrten sich hierher, und im selben Maß nahm der Pflanzenwuchs ab.

Nisu legte sich schlafen.

Er verbrachte eine unruhige Nacht. Nicht, weil er Angst um sein Leben hatte; er lauschte nach draußen, um zu hören, ob der Regen nachließ. Aber das Gegenteil war der Fall. Als er beim ersten Morgenlicht auf die Beine kam, fühlte sich Niisu wie zerschlagen. Er schaute hinaus und sah nichts als dicke Tropfen. Wie eine Wand kamen sie herabgeprasselt.

Ohne jede Verzögerung brach er auf.

Als er die Höhle verließ, war er innerhalb eines Augenblicks von Kopf bis Fuß triefend naß. Und ab einem bestimmten Punkt, nach zwei oder drei Kilometern, verlor er endgültig die Spur. Auf dem Gestein gab es keine Fußabdrücke, der Regen tat ein übriges. Vielleicht nahm der Stamm dieselbe Route, weil es nur einen Weg nach oben gab.

Hier, im Grenzbereich, existierte keine *Frucht*, die man befragen konnte. Hier waren alle Trepeccos auf dieselben Zeichen angewiesen: alles, was man sehen, und alles, was man hören oder riechen konnte.

Durch den Regenvorhang kämpfte sich Niisu aufwärts. Die Geröllfelder gingen in schmale Pfade zwischen hoch emporragenden Felsen über, und manchmal reichte der Blick nicht weiter als ein paar Meter. Eine Route, der er folgen konnte, existierte nicht.

Irgendwie würde es weitergehen. Inzwischen setzte das ein, was er befürchtet hatte: Zunächst sog der Boden zwischen den Felsen noch das Wasser auf. Dann aber bildeten sich

erste Pfützen; manche so tief, daß er sie überspringen mußte. Und im folgenden öffneten sich wahre Sturzbäche, die bergabwärts rauschten. Der ganze Hang bestand plötzlich aus einem einzigen umfassenden Wasserfall.

Kurze Zeit nur kämpfte Niisu dagegen an. Als er jedoch das erstmal den Halt verlor, war ihm klar: Hier weiterzugehen war nicht Mut, sondern Selbstmord. Er schaffte es gerade noch, irgendwo eine vorspringende Felseninsel ausfindig zu machen, kletterte über den glitschigen Stein hinauf und wartete. Den ganzen Tag über regnete es. Die Sicht reichte nicht weiter als ein paar Meter, weil der Regen eisig kalt war und der Boden warm. Es gab Vulkane in der Nähe; das erkannte Niisu schon am leichten Hauch von Schwefel, der aus dem Boden stieg. Und wenn sich Kälte und Wärme mischten, hieß das Ergebnis Nebel.

Als es Nacht wurde, zog der Nomade seine nasse Kleidung vom Körper, breitete sie über dem Felsen aus und verknotete die Enden über einem vorspringenden Hörn aus Stein. Er mußte schlafen. Damit er nicht rutschte, diente die Kleidung als Unterlage. Dennoch wurde die Nacht furchtbar. Ein Trepecco konnte sich an die Feuchtigkeit gewöhnen, auch an die Kälte, nicht jedoch an das Wasserauschen ringsum und das Geräusch der Lawinen, die in weitem Umkreis niedergingen.

*

Als er erwachte, hatte der Regen aufgehört.

Etwas warnte ihn.

Niisu lag völlig still. Er achtete darauf, sich nicht zu bewegen. Es war, als ruhten die Blicke vieler Wesen auf ihm, als hätte ein Raubtier ihn gerade in diesem Augenblick erspäht. Aber nein, die Blicke waren schon länger da ... Er hatte es nur nicht so deutlich wahrgenommen, weil er geschlafen hatte. *Nicht bewegen!* Da er nicht wußte, um was es sich handelte, mochte selbst das Zucken einer Hand als Angriff gelten. Zumal er sich seiner Lage genau bewußt war: hoch über dem Erdboden, inmitten einer zerklüfteten Felsenlandschaft, in der man sehr leicht stürzen konnte.

Prüfend sog er die Luft ein. Es roch frisch, nach feuchtem Boden, aber nicht nach Raubtier. Es gab keinen Wind. Hätte sich ein größeres Tier in der Nähe befunden, er hätte seine Witterung aufgenommen. Niisu öffnete die Augen. Nichts geschah. Der violette Himmel war das einzige, was er aus diesem Blickwinkel erkennen konnte. Jede Unebenheit des Felsens bohrte sich in seinen Rücken. Der Bewegungsdrang wurde übermächtig.

Unendlich langsam legte er den Kopf zur Seite, und da waren sie: Hunderte von Zasavögeln. Sie alle hatten ihn als Fremdling erkannt. Er bildete keine Gefahr für sie, noch nicht. Aber seine Bewegung verfolgten sie so furchtsam, als hänge ihr Leben davon ab. Die meisten Vögel waren größer als sein Kopf. Sie besaßen eine Menge Fleisch, das er als ausgesprochen nahrhaft kannte. Eigentlich gehörten sie ins Land Boor; im Gebirge Rok hatten sie nichts zu suchen. Um so mehr freute ihn der Zufall. *Hunderte, Tausende.*

Niisu kam vorsichtig mit dem Oberkörper hoch. Ein paar der Zasas schlugen mit den Flügeln, erhoben sich halb in die Luft, aber keiner trat die Flucht an. Und das war gut so, weil sonst der ganze Schwärm aufgeflogen wäre.

Reglos blieb der Nomade auf seinem Felsblock hocken. Was er sah, hätte er so niemals erwartet. Einen Anblick dieser Erhabenheit bekam

man im Leben nicht oft geboten. Das Land Boor erstreckte sich vor ihm in unglaublicher Weite, noch halb verhüllt von den Nebeln des Morgens, die aus den Wäldern hochstiegen und sich auflösten, sobald sie mit höheren Luftschichten in Berührung kamen. Jede Erhebung präsentierte sich wie die Zeichnung auf einem Kartenpergament. Am Rand des Horizonts, kaum mehr sichtbar, brach das Land ab zum Ufer der großen Seen. Weiter rechts, in vielen Tagesreisen Entfernung, reichte ein Wolkenfeld so tief hinunter, daß es darunter regnen mußte. Und hätte er noch weiter sehen können, so vermutete Niisu, über die Grenze der Welt hinaus, dann hätte er vielleicht das *Jenseits-Land* erblickt.

Außerdem erkannte er, welch haarsträubenden Aufstieg er bereits geleistet hatte. Es sah aus, als falle das Gebirge senkrecht ab. Lediglich an dieser Stelle des Hangs sah es etwas besser aus; zahllose Vorsprünge erhoben sich aus dem Geröll. Und auf jedem einzelnen davon saßen dicht an dicht die Zasas. Kräftige, schwarze Vögel waren das, mit krummen Schnäbeln, die einen Trepecco schwer verletzen konnten.

Mit betulichen Bewegungen öffnete Niisu einen seiner Beutel. Er zog das Eisenmesser heraus und faßte es mit rechts. Anschließend begann er, systematisch die Beinmuskulatur zu lockern. Er durfte sich nicht zu sehr bewegen. In seinen Eingeweiden wühlte der Hunger, mehr noch als der Durst. Zu trinken fand er hier oben überall, besonders nach einem Regen. Zu essen aber gab es nichts. Hier wuchsen nicht einmal Pflanzen. Hinzu kam, daß er sich im Gebirge Rok nicht auskannte; bevor er nicht die *Frucht gefunden* hatte, die ihm Auskunft gab, hatte er keine Chance.

Also blieben die Zasas: ein unerhörter Glücksfall.

Nach einer Weile nahmen die Vögel kaum mehr Notiz von ihm. Ihr dumpfes Gurren setzte wieder ein. Gewiß hielten sie Abstand, keiner setzte sich auf Niisus Felsen. Auf der anderen Seite hatte er die Chance ... mit einem schnellen Sprung ...

Nisu spannte sich.

Jetzt.

Wie ein Brehem schnellte der Nomade hoch. Er lenkte seinen Sprung zur Seite. Von einer Sekunde zur anderen war die Luft von schwarzen Federn und schrillen Lauten erfüllt. Er schlug um sich, führte das Messer wie eine Sense und hatte mehrmals das Gefühl, zu treffen. Und in der nächsten Sekunde war alles vorbei. Der Schwärz verdunkelte für kurze Zeit die Sonne, so daß ein dunkler Schatten auf ihn fiel.

Als er auf den Boden schaute, verendeten zwischen Felsblöcken und Geröll drei Zasavögel. Einer zuckte noch; zu diesem Vogel trat er hin und erlöste ihn mit einem raschen Stich. Die beiden anderen waren schon tot, als er sie untersuchte.

Es gab kein Feuermaterial. Also rupfte Niisu die Zasas und schnitt rohes Fleisch heraus. Die ersten Brocken schläng er voller Gier hinunter, die anderen preßte er zusammen und verstautete sie in einem seiner Beutel. Bevor er wieder zu essen fand, mußte er lange gehen.

Nisu legte wieder seine nasse Kleidung an.

Die ersten Meter des Aufstiegs fielen ihm schwer; von der ungewohnten Bewegung schmerzte jeder Muskel. Doch schon bald gewöhnte er sich daran, so, wie er es gestern auch getan hatte. Nomaden waren anpassungsfähige Geschöpfe. Wohin immer sie in der Welt Canaxu wanderten, gab es stets eine Möglichkeit zu überleben.

Kalter Wind fegte vom Land Boor her den Hang hoch. Niisu fror erbärmlich. Auf der anderen Seite sorgte der

Wind dafür, daß seine Kleidung trocknete, und nach einer Weile sammelte sich Körperwärme unter dem Leder. Nun begann für ihn der eigentliche Tag. Irgendwo dort

unten, am Fuß des Gebirges, hatte er die Spur seiner Leute verloren. Wohin immer er schaute, er sah nichts als Geröll und steile Passagen, die höchstens ein Klettertier überwunden hätte. Ein Nomade jedoch benötigte dazu spezielles Werkzeug, geflochtene Seile und Eisenhaken, die man in den Fels schlagen konnte. Beides besaß er nicht, ebensowenig der Stamm. Also blieb allein diese Route übrig.

Niisu legte mehrere Kilometer zurück. Inzwischen waren auch flache Passagen dabei. Einigermaßen leicht war es möglich, voranzukommen -aber das galt genauso für den Stamm. Die Route knickte an dieser Stelle ab. Mehr als zwei Kilometer weit folgte er einem schmalen Weg parallel zum Abhang. Und gegen Mittag fand er zum erstenmal genießbares Wasser; in einer Felsenmulde hatte sich ein kleiner Teich gesammelt. Der einzige Nachteil bestand darin, daß er nicht *allein* war. Niisu duckte sich vorsichtig hinter eine Geröllhalde und beobachtete, was geschah. Eine kleine Horde von hüfthohen Tieren hatte sich zum Schlafen an den Teich gelegt. Eines der Tiere hielt für die anderen Wache; aber sein Gehör war schlecht, sonst hätte es Niisu längst bemerkt. Daß der Wind vom Tal aus scharf nach oben wehte, war sein Glück. So wurde die Witterung des Nomaden an der Horde vorbeigesblasen.

Hätte er nur schon die *Frucht* des Gebirges Rok gegessen, dann hätte er über diese Tiere Bescheid gewußt. So aber hing er völlig in der Luft. Die Reißzähne deuteten auf Räuber hin, und ihre Anzahl bewies, daß sie im Rudel jagten.

Niisu hatte keine Chance gegen sie.

Jedenfalls nicht auf normalem Weg. Statt dessen ging er hundert Meter weit zurück und suchte sich einen Aufstieg im Felsen. Er brauchte mehr als eine halbe Stunde, um auf etwa zwanzig Meter Höhe über dem Teich zu klettern. Wenn er Glück hatte, war die Horde längst verschwunden. Aber Wasserstellen wie diese waren auch im Gebirge selten. Das Rudel wartete auf Beute. Solche Tiere besaßen viel Geduld.

In zwanzig Metern Höhe arbeitete sich Niisu voran. Bald hatte er den Teich erreicht. Er schaute von oben hinab auf die Tiere, die noch immer so leblos vor sich hin dösten wie vorher. Zunächst suchte Niisu einen festen Halt. Dann machte er sich daran, lautlos Geröll übereinanderzutürmen. Daß keines der Tiere aufsah oder ihn bemerkte, grenzte an ein Wunder. In diesem Stadium jedoch war das egal, weil sie ihn nicht erreichen konnten. Ihre Pfoten waren zum Klettern nicht gemacht.

Eine weitere Stunde später hatte er seinen Haufen beisammen.

Niisu nahm einen faustgroßen Stein - und warf ihn von oben in hohem Bogen in den Teich. Das Platschen des Wassers wirkte wie eine Detonation. Die Tiere sprangen auf, verwirrt, völlig ziellos, und liefen durcheinander. In diesem Augenblick löste Niisu seine Lawine aus. Er zog der Reihe nach die größeren, stützenden Steine weg und sprang zur Seite. Eine Tonne Gestein donnerte nieder. Eine zweite Tonne wurde auf dem Weg mitgerissen. Niisu hörte nichts mehr, weil ringsum ohrenbetäubender Lärm losbrach. Und als sich der Staub verzogen hatte, lag der Teich zwanzig Meter tiefer halb verschüttet da. Aus dem Geröll ragten die Läufe eines Tiers, dazu der Schädel eines zweiten. Von den übrigen war nichts mehr zu sehen.

Niisu kletterte nach unten, so

schnell er konnte. Den Tierleichen schenkte er keine Beachtung. Er trank, so hastig und soviel er konnte. Anschließend füllte er den Wassersack, den er bei sich trug, und kletterte so schnell wie möglich wieder hoch. Keine Sekunde zu früh: Das Rudel tauchte wieder auf. Jetzt endlich hatte es seine Witterung aufgenommen.

Aber es war viel zu spät.

Eine ganze Stunde lang kletterte Niisu weiter, bis er auf einen zweiten, gangbaren Pfad

stieß. Er gab sich keinen Illusionen hin. Solche Zwischenfälle vergrößerten den Abstand zwischen ihm und seinem Stamm immer mehr. Aber vielleicht steckte in ihm das Zeug zu einem *Einzelgänger*; es gab deren nicht viele unter den Nomaden. Immer waren es Männer. Frauen waren aufgrund ihrer Gestalt nicht fähig, allein zu überleben. Auf der anderen Seite waren es die Sternpartnerinnen, die aus vielen Männern erst einen Stamm machten - dadurch, daß sie mit ihrer Verdauung und ihrer überlegenen Denkfähigkeit die anderen zusammenschweißten.

Das Gefalle ging allmählich in hügelige Landschaft über, je weiter sich Niisu nach oben arbeitete.

Und gegen Abend erreichte er einen Aussichtspunkt. Die wahre Höhe des Gebirges Rok lag vor ihm, in seiner ungeheuren Massivität und kargen Schönheit, mit den höchsten Gipfeln, die in roten und weißen Schnee getaucht waren, und den grünen Wolkenfeldern, die kurz darüber ihre Bahn zogen. Es gab tausend Pfade, die man begehen konnte. Von seinem Stamm entdeckte er jedoch nicht die geringste Spur. Und genausowenig entdeckte er Spuren von Tieren oder Vegetation.

Er hatte seinen Stamm verloren.

Endgültig.

Ich bin ein Nomade. Einer, der immer vorwärts läuft und niemals zurück. Ich kann gegen den Drang nicht an, der in mir herrscht. Ich werde gehen. Aber ich gehe in mein Verderben, denn dies ist eine Höhen wüste.

Niisu betastete zunächst den Wassersack, dann die Reste der Zasavögel und sein Werkzeug. Für ein paar Tage reichte es, wenn er sparsam war. Hätte er nur die Ruhe gehabt, wieder zum Land Boor hinabzusteigen. Er konnte das Gebirge Rok umwandern, und wenn es ein ganzes Jahr dauerte. Aber nein ... Gegen den Drang vermochte sich Niisu nicht zu wehren. Es war dasselbe, was ein Tier zur Fortpflanzung trieb, ein Brehem dazu, sein Junges im Bau zu schützen, oder die Zosas, stets in Schwärmen aufzutreten. Es war seine *Bestimmung*.

Doch über eines war sich Niisu klar: Wenn er nicht bald die *Frucht* fand, hatte er das Ende des Weges erreicht.

4.

Zwischenstopp

Die Zeit verstrich so quälend langsam wie stets auf intergalaktischen Flügen. Wenn Atlan etwas kannte und haßte, dann das. Und der Schuldige an allem hieß wieder einmal Philip. Vor mehr als vier Jahren war es der Ennox gewesen, der die Expedition an die Große Leere angeregt hatte. Er hatte Rhodan, Atlan und der halben Milchstraße buchstäblich den Mund wäßrig geredet. An der Großen Leere, so hieß es, warteten unerhörte Geheimnisse, die unter anderem einen Zugang zur Dritten Ultimaten Frage böten.

Und 225 Millionen Lichtjahre später hatten sie das Ziel erreicht. Der Reihe nach erforschten sie jene Planeten, die der Ennox ihnen als besonders geheimnisvoll gepriesen hatte. »Sampler-Planeten« wurden sie genannt. Auf einem davon, einer Welt namens Noman, gab es die ersten Verluste. Eine ertrusische Kampfgruppe war verschollen und auf dem mehr als 200 Millionen Lichtjahre entfernten Mystery, einer Stützpunktewelt der Ennox, herausgekommen. Weshalb und warum, das wußte keiner. Zumindest in einer Hinsicht jedoch hatte Philip die Wahrheit gesagt: Die Sampler-Planeten waren geheimnisvoll. Noman bot als erste Sensation nicht nur eine Art Gravo-Labyrinth, in dem eine völlig andere Schwerkraft herrschte als auf dem Rest des Planeten, sondern quasi als Zugabe freie Vorkommen von Hs. Unter Hs verstand man eine

chemische Unmöglichkeit: Wasserstoff mit dem Atomgewicht 5; ein solches Atom bestand aus einem Proton, vier Neutronen und einem Elektron. Sicher hatten die Wissenschaftler Hs unter Laborbedingungen längst hergestellt. Daß es aber stabil blieb, war absolut unmöglich.

Das waren die Gründe, weshalb Philip ihnen den Weg an die Große Leere gewiesen hatte. Die Ennox interessierten sich brennend für diesen Sektor des Kosmos. Sei es, weil ihnen als Kartographen des Universums die Leere noch fehlte, oder sei es, weil ihnen eine Antwort auf die Dritte Ultimate Frage am Herzen lag.

Und daß Philip gerade auf die Sampler-Planeten erpicht war, hatte seinen Hintergrund. Schließlich gab es Milliarden und aber Milliarden Welten rings um diesen Abgrund der Sterne. Jedesmal, wenn ein Ennox versuchte, mit dem Kurzen Schritt in die Große Leere vorzudringen, kam er auf einem der 21 »unmöglichen Planeten« heraus. Egal, wie das eigentliche Ziel aussah, es war immer dasselbe.

Noch war die Große Leere ein Buch mit sieben Siegeln.

Philip hatte die Koordinaten von fünf weiteren Planeten bekanntgegeben. Den, der am weitesten entfernt war, hatte Atlan ausgewählt. Gut 50 Millionen Lichtjahre Flug brauchten ihre Zeit. Wenn man allerdings bedachte, daß allein der Durchmesser der Großen Leere an die 100 Millionen Lichtjahre betrug, so verlor auch diese Strecke ihren Schrecken.

50 Millionen.

Allein das ist mehr, als die meisten Raumfahrer in ihrem Leben zurücklegen, meldete sich der Extrasinn; jener Logiksektor, der, abgekoppelt von seinem Denkzentrum, ein zweites Bewußtsein bildete. *Mach dir die Entfernungen klar, Arkonide! Du fliegst ans andere Ende von Nirgendwo. Und du weißt nicht einmal, wofür.*

Atlan lächelte ironisch.

Ich kenne den Namen dieser Welt, formulierte er in Gedanken. *Canaxu. Reicht das nicht?*

Unhörbares Gekicher erfüllte seinen Kopf. *Ein alter Narr und Romantiker bist du. Du solltest es besser wissen.*

*

Doch der erste Optimismus wich selbst bei ihm, dem potentiell Unsterblichen, rasch einer niedergedrückten Stimmung. Im Verlauf der Reise geschah absolut überhaupt nichts. Tag um Tag, Woche für Woche rasten sie mit vielmillionenfacher Lichtgeschwindigkeit durch den Hyperraum. Atlan verbrachte zwei der längeren Etappen an Bord der TARFALA. Doch Myles Kantor und der Nakk Paunaro waren nicht die Sorte Gesellschaft, die für eine gute Stimmung sorgte. Ein fremdartiges Schneckenwesen, dessen Geist sich für immer in fremden Dimensionen verlor - und ein zuweilen manischer Wissenschaftler, der alles daran setzte, ihm dorthin zu folgen. Besser sah es da schon an Bord der LAMCIA aus. Zwar gaben Spinnenwesen auch nicht

viel mehr her als bläuliche, in Panzer gehüllte Nacktschnecken, doch wenigstens hatten sie Sinn für die weltlichen Dinge des Lebens.

Am 14. Januar 1207 schließlich, nach mehr als neun Monaten Flug, erreichte seine Expedition das erste Zwischenziel. Es war eine Galaxis ohne Namen. Und keiner spürte den unbezähmbaren Drang, einen Namen zu vergeben.

Statt dessen näherte sich der kleine Verband dem vereinbarten Treffpunkt, einem veränderlichen Stern, dessen einziger Planet vor Äonen schon geborsten war. Seine Überreste umliefen die Sonne als Asteroidengürtel. Vierzig Lichtjahre entfernt stand

eine junge Supernova, die als Orientierungspunkt diente.

»Wir warten hier«, entschied Atlan.

»Schicken wir die Besatzung in die Boote«, schlug Theta von Ariga vor. »Sollen sie sich etwas anderes ansehen als nur dieses Schiff.«

»In Ordnung.«

Atlan sah mit gemischten Gefühlen zu, wie sich mehr als ein Dutzend Beiboote aus der ATLANTIS und aus der LAIRE lösten, manche nur drei oder vier Meter lang. Sie verschwanden zwischen den Brocken des Asteroidengürtels. Er selbst jedoch blieb in der Kommandozentrale zurück. Im Hintergrund sah er wieder einmal Cessie Briehm lauern; die kleine Exo-Ökologin, die man ihnen mitgegeben hatte. Aber nicht einmal sie, die Nervensäge, fand eine Handhabe, gegen die Erforschung lebloser Gesteinsbrocken vorzugehen.

Irgend etwas warnte ihn. Ein Luftzug streifte seinen Nacken. Seit der Ankunft waren nicht mehr als sechs Stunden vergangen.

Dreh dich um, Arkonide.

Und hinter ihm stand mit breitem Grinsen, die Strohfrisur so zerrauft wie immer, der Ennox Philip.

»Hallo, Häuptling Silberhaar! Lange nicht gesehen!«

Atlan verbarg seine Überraschung perfekt. Neun Monate Reise - und plötzlich war dieser Kerl da, der wie ein Teleporter aus dem Nichts auftauchte. Er zuckte nicht einmal.

»Das stimmt in der Tat«, gab er säuerlich zurück. Er und Philip, sie waren nicht die besten Freunde. »Aber ich stelle fest, daß du pünktlich bist. Ein ganz neuer Zug an dir.« Philip legte die Stirn in tiefe Falten. »An dir seh' ich nur die alten Züge. Kaum bin ich hier, schon meckerst du. Schämst du dich nicht? Immerhin bin ich der einzige von uns, der sich mit euch noch verabredet.«

»Und wozu? Damit du uns in die Suppe spucken kannst?«

Laß es sein, alter Dummkopf! Er versucht, freundlich zu sein!

»Noch so 'n Greisenwitz, und ich muß lachen.« Philip starzte den Arkoniden finster an. Aber nur ein paar Sekunden; der lang aufgeschiessene humanoide suchte sich einen Sessel, ließ sich hineinplumpsen und kümmerte sich ansonsten kein bißchen um die Blicke, die ihn trafen. »Nee, Silberhaar ... Ich bin hier, weil ich mich brennend für Canaxu interessiere. Ich kann euch prima Tips geben, weißt du?«

Unlogisch, meldete sich Atlans Extrasinn. Wenn er das wirklich könnte, brauchte er uns nicht. Dann würde er diesen Sampler-Planeten allein erforschen. Logischer Schluß: Philip muß irgend etwas Sonderbares gesehen haben. Aber er hat keine Ahnung, was es ist.

Der Arkonide lächelte aufgesetzt. Er näherte sich Philips Sessel und nahm auf der Lehne Platz, so als habe er alle Vorurteile plötzlich überwunden. »Reden wir später über Canaxu, Philip. Du warst doch sicher die ganze Zeit unterwegs, nicht wahr? Neun Monate

sind ja eine ganze Menge Holz. Was hast du während der Zeit mitgekriegt?«

Und als habe allein der lockere Tonfall Philip überzeugt, sprudelte es aus dem Ennox heraus. Mit allen Details erzählte er, wie es den Ertrusern von Mystery weiter ergangen war. Daß man sie von seiner »Heimatwelt«, wie er Mystery noch immer nannte, abgeholt hatte; von der Kaperung des Springerschiffs HAITABU und der Jagd auf den ausgeglühten Aktivator; und zum Schluß von dem Versuch, als Ersatz Ronald Tekeners Aktivatorchip an sich zu bringen.

Währenddessen rief Theta von Ariga die Beiboote zusammen. Noch in derselben Stunde nahmen sie die allerletzte Etappe in Angriff.

5.

Die Frucht der Erkenntnis

Einen ganzen Tag lang bewegte sich Niisu durch relativ flaches Gelände. Es gab dabei einen einfachen Trick: Statt den kürzesten Weg geradeaus zu nehmen, der durch tiefe Täler und über steile Höhen führte, wanderte er stets an den Rändern der Abhänge entlang. Zwar verdoppelte sich so die Strecke, die er zurücklegte, aber er hatte nicht mit dem schwankenden 'Luftdruck zu kämpfen. Die Höhe, an die er sich gewöhnt hatte, behielt er möglichst lange bei. Allerdings erwies sich, daß sein Nahrungsbedarf extrem hoch war. Hätte er dem Trieb nachgegeben, er hätte allein bis Mittag den halben Wassersack ausgetrunken und den Rest Zasafleisch in sich hineingestopft.

Ab und zu sah er am Wegesrand weiße Pflanzen stehen, manchmal sogar büschelweise. Ihm fiel auf, daß sich rund um diese Büschel die Spuren kleiner Tiere häuften. Nur die Tiere selbst bekam er nie zu Gesicht. Sie waren scheu, und er kannte die Tricks nicht, wie man sie hervorlocken oder fangen konnte.

Gegen Abend wurde der Hunger unerträglich. Von den weißen Pflanzen ließ er die Finger. Ein untrüglicher Instinkt warnte ihn. Statt dessen versuchte er es mit einer Art schwarzen Knolle, die an dieser Stelle dutzendweise aus dem Schatten wuchs. Niisu rupfte eine Knolle aus dem kargen Boden und biß hinein. Es schmeckte nach nichts. Er kaute langsam. *Etwas stimmt nicht! Ich habe einen Fehler gemacht!* Ein paar Augenblicke später überfiel ihn der erste Magenkampf. Er warf den Rest weg, spuckte aus, was er noch im Mund hatte, und trank aus seinem Beutel ein paar Schlucke Wasser nach.

Was er besser gelassen hätte: denn kurz darauf erbrach er seinen Mageninhalt. Die Krämpfe wurden schlimmer. *Es ist Gift! Ich habe Gift gegessen!* Eine Überraschung war das nicht. Wenn man durch die Welt Canaxu wanderte, begegneten einem viele giftige Pflanzen oder Tiere. Im Land Boor hatte er es gut gehabt, denn dort konnte man vieles essen. Hier, im Gebirge, sah alles ganz anders aus. Das einzige, was überall in Canaxus Landen genießbar blieb, war die *Frucht der Erkenntnis*.

Aber er hatte keine *Frucht*.

Nisu wankte noch ein paar hundert Meter weiter, dann suchte er sich einen Schlafplatz für die Nacht. Ob ihm schwarz vor Augen wurde oder die Dunkelheit so schnell hereinbrach, das wußte er an diesem Abend nicht. Unter Würgeanfällen kroch er in die Höhle. Es gab eine Menge Höhlen hier.

Der Nomade rollte sich zusammen und versuchte einzuschlafen. Lange Zeit hinderten ihn die Magenkrämpfe

daran, dann erst fiel er in einen leichten Schlummer. Als ihn am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen weckten, fühlte sich Niisu besser. Die Nacht hatte er überstanden. Er hatte keine Schmerzen mehr. Das Gift in seinem Körper war neutralisiert, wenngleich es seine letzten Kräfte gekostet hatte.

Cahlie... Wäre sie nur hiergewesen. Frauen besitzen das Geschick, auf fremdem Terrain die Frucht aufzuspüren. Männer sind auf den Zufall angewiesen. In einer Umgebung, in der kaum Leben existiert, gibt es logischerweise wenig Früchte.

Nisu tat die ersten Schritte hinaus.

Er fiel fast um vor Schwäche. Es war ein grauer Tag mit tief hängenden Wolken, die ihre grüne Färbung eingebüßt hatten, und weit entfernten Gipfeln, deren Spitzen unter einem Schleier aus Regen und Dunst verborgen lagen. Schweren Herzens opferte er seine

Vorräte. Im Stehen kaute er zunächst die Reste der Zasavögel, die bereits zu stinken anfingen und so bald Räuber auf seine Spur geführt hätten. In klarer Luft verbreitete sich Aasgeruch über viele Kilometer. Anschließend trank er den Wasserbeutel leer und preßte ihn bis zum letzten Tropfen aus.

Gestärkt wanderte er bis zum Mittag. Ein paarmal fand er wieder Pflanzen, entschied aber, sie nicht anzurühren. Die Wahrscheinlichkeit, an ungiftige Dinge zu geraten, schien sehr gering. Also hielt er weiterhin Ausschau nach dem, was er wirklich brauchte. Hinter jedem Stein, am Grund jeder Mulde vermutete Niisu die *Frucht*. Er konnte sie am Ende jedes Pfades riechen, sah sie auf dem Rücken eines Höhenzuges. Aber immer handelte es sich um eine Täuschung. Es gab kein verlässliches Anzeichen für die Wurzel. Sie steckte tief in der Erde, und man mußte graben, um sie zu bekommen.

Die Stille des Gebirges deprimierte ihn.

Wer so lange wie er mit seinem Stamm gelaufen war, der brauchte Stimmen um sich. Oder Geräusche, die vom Kampf des Lebens zeugten.

Niisu legte bis zum Abend eine gute Strecke zurück. Allmählich näherte er sich den höheren Gipfeln - und die Umwege, die er in Kauf nahm, wurden größer. In dieses Inferno aus rotem und weißem Schnee wagte er sich nicht hinauf. Keiner würde das tun oder nur jemand, der der Verzweiflung nahe war.

Die Nacht verbrachte er in einer Höhle, so wie immer. Und am nächsten Morgen erwachte er mit unglaublichem Hunger. Den ganzen Tag lang schaffte er es nicht, das Röhren in seiner Magengegend zu verdrängen. Ein Nomade verfügte über Reserven - aber nicht endlos, nicht über einen Eissturm und eine Vergiftung hinweg. Am Morgen darauf vermochte er kaum noch, sich zu erheben.

Niisu war am Ende. Er konnte nochmals die schwarzen Knollen kosten. Oder er konnte versuchen, ob sich irgendein Tier eine Falle stellen ließ. Dagegen sprach, daß er noch nicht einmal Tiere zu Gesicht bekam. Er hatte keinen Köder, keine Idee, gar nichts. Noch einen weiteren Tag, das wußte er, und er war so gut wie tot. Die Strecke, die er von manchen Punkten aus überblicken konnte, machte mehr als einen Tageslauf aus. Und innerhalb dieser Grenze sah ein Höhenzug aus wie der andere. Es gab nicht das geringste Zeichen für eine Änderung, für plötzliche Vegetation oder einen Platz, an dem man jagen konnte. Ganz zu schweigen davon, daß er nicht wußte, was genießbar war und was giftig. Er hatte schon manchen Nomaden sterben sehen, der die falsche Nahrung zu sich nahm.

Mitten auf seinem Weg lag ein flacher Stein.

Niisu setzte sich und überlegte lange. Viele Kilometer weit reichte sein Blick, hinein in eine Ödnis voller Schrecken, aber auch voller Größe und Pracht. Er kam sich so gering vor, wie es niemals vorher der Fall gewesen war. Und wenn doch, so vermochte er sich nicht zu erinnern - denn das Gedächtnis der Nomaden war kurz. Gewöhnlich reichte es von einer Landesgrenze bis zur nächsten. Mehr brauchte man nicht, weil jede Umgebung neue Taktiken erforderte. Das Gedächtnis der Nomaden bildete die *Frucht*. Nur persönliche Dinge behielt Niisu im Kopf, etwa den Gedanken an seinen Stamm, an Cahlie oder an das Kind, das er mit ihr begraben hatte.

In diesem Moment der Stille verlor der Tod seinen Schrecken.

Es war kein plötzlicher Prozeß. Vielmehr wurde sich Niisu seiner eigenen Nichtigkeit bewußt. Er wollte keinen vergeblichen Kampf führen. Weiter geradeaus zu wandern brachte ihm nichts. Wenn er überleben wollte, mußte er jedes Risiko eingehen, das Gewinn versprach.

Eine Möglichkeit bestand darin, sich talwärts zu wenden. Aber er kam von dort, und er wußte genau, wie es unten aussah. Unten gab es nichts, was ihn am Leben hielt. Statt dessen wanderte sein Blick nach oben. Unter den Gipfeln, in der eisigen Hölle aus Rot und Weiß, war er bisher nicht gewesen. Und wenn es auch widersinnig schien, sich ausgerechnet, dorthin zu wenden, so war es wohl seine einzige Chance.

Niisu ging mit hinfälligen Schritten noch eine Weile geradeaus. Die erste Möglichkeit aber, die er sah, nutzte der Nomade, um den Weg nach oben einzuschlagen. Von der Schneegrenze trennten ihn tausend Meter Höhenunterschied. Unter den gegebenen Umständen bedeutete das einen ganzen Tag Kletterei. Und ein solcher Tag war gleichbedeutend mit dem Ende. Doch zum erstenmal, seit er das Gebirge Rok betreten hatte, fand sich Niisu im Glück. Er stieß auf eine flach ansteigende Rinne im Fels, durch die sich während der Schneeschmelze Wasser ins Tal ergoß.

Nach zwei Stunden in der Rinne brannten seine Knie und seine Handflächen wie Feuer. Immer wieder ließ er sich auf alle viere nieder. Zum Nachmittag hin traf er auf die ersten noch vereinzelten Schneefelder. Niisu hatte keine Ahnung, weshalb seine Arme und Beine noch funktionierten. Sein Kopf jedenfalls barg nichts als eisige Leere. *Nicht nachdenken! Vielleicht liegt hier das Geheimnis... Vielleicht ist das der Weg, den ich gehen muß.*

Bis zum Abend kletterte er weiter, und jeder Meter entwickelte sich zur Qual.

Niisu legte eine Pause ein. Es wurde dunkel. Die ganze Welt hüllte sich vor seinen Augen in einen freundlichen, abendlich getönten Schleier; nur nicht das ferne *Jenseits-Land*, in das allein die *Frucht* der Grenzländer einen Nomaden führen konnte.

Mit beiden Händen kratzte Niisu weißen Schnee zusammen. Seine Finger waren ohne Gefühl. Dennoch schaffte er es, den Schnee in seinen Wasserbeutel umzufüllen. Schwieriger war es, die Schlaufen zuzuziehen, damit der Beutel dicht war, aber auch das brachte er nach einiger Zeit zustande. Niisu rollte sich zusammen. Das kalte Paket preßte er an seine Brust, die Beine zog er an den Körper.

*

Nicht die Tatsache, daß er inmitten gleißender Helligkeit erwachte, war das Wunder, sondern daß er überhaupt erwachte.

Zwischen Brust und Beinen hatte sich der Beutel erwärmt, und der Schnee war geschmolzen. Niisu fühlte sich fast tot. Mühsam kam er auf die Knie, atmete stoßweise. Die Sonne hatte sich am Himmel zu gleißender Schönheit erhoben, doch in der Höhe des Gebirges Rok bot sie keine Wärme, sondern warf nur harte Schatten.

Niisu öffnete den Wasserbeutel. Mißtrauisch schnüffelte er, hoffte inständig, daß sich Wasser darin befinden möge. Solange er die rote Farbe nicht erklären konnte, die ein Teil des Schnees aufwies... Er ließ kleine Schlucke durch seine Kehle rinnen. Die Feuchtigkeit erfrischte ihn. Nur nicht zuviel, sonst stülpte sich der Magen um.

Niisu versuchte gar nicht erst, Eßbares zu finden.

Die einzige Chance, die er noch hatte, war die *Frucht*. Also nahm er den Rest des Aufstiegs in Angriff. Innerhalb einer Stunde arbeitete sich der Nomade bis zur Schneegrenze vor. Hier befand er sich auf dem Dach der Welt Canaxu; an dem Ort, den er niemals hatte sehen wollen und der viel zu eisig kalt war, um darin zu sterben.

Keine Spur von Leben.

Oder doch? Dort, im Schatten der Felsen, wuchsen dieselben weißen Pflanzen, die er schon weiter unten entdeckt hatte. Dazu kamen Büschel von einem grünen Kraut, das zu kosten er sich nicht getraute. Und, was noch wichtiger war: Niisu entdeckte erneut Spuren im Schnee. Seine Fußsohlen brannten, als er über rauen Fels hinaufkletterte.

Dann aber war er sicher, daß nicht der Hunger ihm eine Phantasie eingab, sondern daß er tatsächlich Spuren von Leben in dieser Höhe entdeckt hatte. Tiere von der halben Größe seines Schädelns, so dachte er. Entdecken jedoch konnte er sie nicht, so sehr er sich auch umschauten.

Vorsichtig kletterte er die paar Meter wieder hinunter. Von hier aus kam er leicht weiter, einfach geradeaus, in derselben Richtung, die er die ganze Zeit gehalten hatte. Der niedrige Luftdruck machte ihm zu schaffen. Niisu atmete fast doppelt so schnell wie im Land Boor und im Land der großen Seen.

Womöglich war es der Mangel an Sauerstoff oder die fehlende Nahrung - aber irgend etwas gab ihm ein, er befand sich auf dem richtigen Weg. Vielleicht war es derselbe Instinkt, den sonst nur die Frauen ihrer Rasse entwickelten. Was es auch war, es hielt ihn am Leben. Sonst hätte er sich spätestens gegen Mittag hingelegt und wäre nicht mehr aufgewacht.

Seine Hände fingen an, zu bluten. Er rieb die Wunden mit weißem Schnee ab und hoffte, daß sie sich nicht an den fremden Giftstoffen des Gebirges Rok entzündeten. Und eine Stunde später erreichte er mit taumelndem Gang die Senke.

Fast wäre er gestürzt; an dieser Stelle reichte der Abgrund viele Kilometer tief, über endlose Grate bis in ein karges Tal hinunter, an dessen Rand sich höchstwahrscheinlich Aasfresser eingenistet hatten. *Mich bekommt ihr nicht. Jetzt nicht mehr. Ihr habt verloren.* Die Senke selbst fiel ausgesprochen sacht ab.

Es war die am wenigsten bedrohliche Form des ganzen Gebirges. Und in der Mitte, etwa zehn Meter unter der Höhe des Grates, von dem er kam, befand sich eine sandgefüllte Mulde. Nur das, nichts weiter. Dennoch war Niisu von einer Sekunde zur anderen sicher, daß er sich am Ziel befand. Seine Füße versanken im tiefen Pudersand. Mit fast andächtigen Bewegungen näherte er sich dem tiefsten, dem mittleren Punkt der Senke. Wie abgeschnitten endete der eisige Wind.

Er ging auf die Knie nieder und begann zu graben. Dazu brauchte er sein Messer nicht, denn mit bloßen Händen schaufelte er den Sand wesentlich besser weg als mit der schmalen Klinge. Eine halbe Stunde grub er so, bis ein tiefes Loch vor ihm lag. Die Kanten waren rund. Nirgendwo in dieser Mulde fand er einen einzigen Stein.

»Ich kann dich riechen ...«, murmelte er. »Ich weiß so sicher, daß du da bist, wie ich weiß, daß ich noch am Leben bin.«

In der Mitte seiner Kuhle spürte Niisu einen harten Gegenstand. Aber es war kein Gegenstand, sondern eine Wurzel mit harter Schale. Mit einem Gefühl unendlichen Triumphs rupfte er das farblose Ding aus der Erde. Es fühlte sich kalt an, absolut vertrocknet und doch herrlicher als alles andere, was er hätte finden können.

An der Klinge seines Messers schabte er die Außenkruste vollständig ab. Der erste Bissen schmeckte bitter. Mit zitternden Fingern öffnete er seinen Wassersack und nahm winzige Schlucke, allein um die zerkaute Substanz hinunterzuschlucken. Nach wenigen Minuten breitete sich von seinem Magen Wärme aus. Er spürte, wie etwas in seinem Hirn in Bewegung kam, und er wußte ebenso, daß er diesen Prozeß bei wachem Bewußtsein nicht ertragen konnte.

Dies war eine windgeschützte Stelle. Es war nicht so kalt wie sonst überall; es gab keine Feinde hier, weil das an einem Ort wie diesem undenkbar war. Also kaute Niisu den Rest der Wurzel, nahm ein paar weitere Schlucke und rollte sich zum Schlaf zusammen. Die Wärme griff auf seinen ganzen Körper über. Er hatte die *Frucht* gegessen.

*

Das *Gebirge Rok*:

Tausend Bergmassive über den Ländern Boor, Zuun und Bagamell, so hoch emporragend, daß auf dem mächtigsten Gipfel nicht einmal die Vögel mehr atmen können. Die Vögel, die der Wanderer an den windgeschützten Flanken findet, wenn er so hoch steigen kann ... Die unsichtbar in den Lüften kreisen und den Namen Tarrok tragen ...

Und da sind die Voya, die in Rudeln jagen und lautlos sich dem Wanderer zu nähern vermögen, denen er hilflos gegenübersteht. Der rote Schnee, der so giftig ist wie die giftigste Pflanze des Landes Boor; in dem Getier lebt, das kleiner als der kleinste Stein des Gebirges ist.

Er hatte keine Ahnung, was es war, das ihn weckte. Sein Bewußtsein kehrte nicht gleich zurück.

Die Pflanzen des Gebirges Rok, so dünn gesät wie in der trockensten Savanne, und doch reichhaltig wie in einem Urwald, wenn man weiß, wo man zu suchen hat.

Das weiße Gras wächst zwischen Eis und Stein, und es zieht Nahrung aus dem härtesten Untergrund. Das grüne Moos, das den Namen Alyiu trägt, breitet sich da aus, wo Wasser gerade gefroren ist... Dazu der Regen, der so selten kommt - und der dem Wanderer den Tod bringt, wenn er nicht rechtzeitig seinen Unterschlupf gefunden hat.

Seine Muskulatur zuckte.

Jeder einzelne Punkt in seinem Leib strahlte höllische Schmerzen aus.

Und als er die Augen öffnete, nahm er am Rand seines Gesichtskreises eine Bewegung wahr. Niisu lag völlig still. Tatsächlich, da war es wieder!

Eine ganze Horde kleiner Tiere strich um den Rand der Mulde. Keines getraute sich, zu ihm herunterzusteigen, aber sie alle umringten ihn aus der Distanz mit unbezähmbarer Neugierde.

Die Tiere sahen aus wie langgestreckte, flinke Pflanzenfresser mit weißem Pelz. Ihr Name war Seligu. Unruhig bewegten sie sich mit ihren spitzen Schnauzen hin und her, während die buschigen Schwänze senkrecht nach oben standen. Ihre Leiber wirkten furchtbar dünn; nicht dicker als das Handgelenk eines Nomaden. Die Hinterläufe dagegen sahen fett und kräftig aus.

Kommt heran. Kommt zu mir.

»Ich will euch nichts Böses«, formulierte er leise. »Könnt ihr mich verstehen, Seligu? Kommt, kommt zu mir...«

Als Niisu den Kopf hob, waren sie von einer Sekunde zur anderen blitzartig verschwunden.

Mühsam kam er auf die Beine. Die Wurzel hatte nicht nur in seinem Schädel Verwirrung angerichtet, ihm vom Gebirge Rok, seinen Eigenarten und Bewohnern Kenntnis gebracht, sondern hatte auch seinem Magen Nahrung gegeben. Er war sicher, daß er überleben konnte.

An die Arbeit.

Der Untergrund war rutschig und gab unter seinen Füßen nach. Als er wieder oben stand, inmitten der pfeifenden, eisigen Böen, und sich zur linken Hand der Berg kilometerweit absenkte, fühlte sich Niisu eins mit dem Gebirge. Endlich - alles, was ringsum geschah, sah er nun mit anderen Augen. Es war, als habe er mit dem Verzehr der Frucht einen tödlichen Initiationsritus bestanden.

Niisu wanderte in Richtung Sonnenaufgang. Eine gute Distanz legte er zurück, immer an der Grenze zwischen Schnee und blankem Fels. Einmal war ihm, als bemerkte er am Himmel Vögel - die Tarrok, an die man niemals herankam, es sei denn als Leiche. Und da war noch mehr. Ringsum ertönte leises Geraschel. Er konnte nicht erkennen, was die

Ursache der Geräusche war. Doch der Nomade erinnerte sich, Geräusche dieser Art schon lange Zeit vernommen zu haben. Nur hatte er sie stets als Einbildung abgetan oder als Produkt des Windes, der sich in den weißen Gräsern fing. Heute wußte er es besser. Und als er die Mühe auf sich nahm, nach der Quelle dieser Geräusche zu suchen, fand er die Spur graziler Pfoten.

Überall dasselbe - er wurde beobachtet.

Aber das konnte ihm nur recht sein.

Niisu machte eine kleine Höhle ausfindig, drei Meter lang und halb so hoch. Er kroch hinein und vergewisserte sich, daß kein zweiter Eingang existierte, nicht einmal Spalten im Fels. Es war perfekt. Nun begann die Arbeit. Mit bloßen Händen transportierte er Schnee heran, Ladung für Ladung, indem er mindestens hundertmal zu einer Wehe oberhalb der Höhle hinaufstieg. So entstand vor der Öffnung ein großer Haufen. Niisu kroch in die Höhle und preßte den Schnee gegen die Wände. So oft wiederholte er den Vorgang, bis jeder Zentimeter mit Schnee ausgekleidet war, bis selbst an der Decke lückenloses Weiß haftete.

Ein Drittel des Schnees behielt er dennoch übrig.

Niisu ließ den Haufen vor der Höhle. Er würde ihn später brauchen.

Ab und zu horchte er; und stets vernahm er das Getrappel kleiner Füße. Die Seligu dachten nicht daran zu verschwinden. Viel zu groß war ihre Neugierde.

Der nächste Schritt bestand darin, die Öffnung mit Geröll sorgfältig zu verschließen. Und nun der zweite Teil der Plackerei: Niisu wußte, daß die Nahrung der Seligu aus dem weißen Gras bestand, das er oft gesehen hatte. In der Nähe befanden sich reiche Vorkommen. Für die kleinen Tiere war es schwierig, harte Gräser auszureißen; doch das mußten sie, wollten sie die Stiele aufschlitzen und ans nahrhafte Mark gelangen.

Für Trepecco-Nomaden war das Mark ein tödliches Gift. Lange Qualen mit einem furchtbaren Tod am Ende... Er war froh, daß er es nicht gekostet hatte.

Zehn Meter weiter oben das erste Gras: Zwischen mannshohen Felsen wuchs das Zeug büschelweise. Er achtete darauf, nicht mit den Bruchkanten in Kontakt zu kommen.

Nicht einmal die Berührung mit dem Gift vertrug er, also war höchste Vorsicht angesagt. Niisu rupfte das Gras restlos von den Felsen. Er bildete einen Haufen auf seinem ausgeleerten Werkzeugsack und trug es zur Höhle hinunter.

Die Seligu waren überall.

Er konnte sie huschen hören, und ihre wispernde, primitive Sprache schmeichelte seinen Ohren.

Niisu öffnete die Höhle. Deutlich sichtbar für die unsichtbaren Gäste warf er das gerupfte Gras hinein - nicht ohne die Öffnung anschließend sorgfältig zu blockieren.

Die einzelnen Steine waren viel zu schwer für einen Seligu.

»Seht ihr?« fragte er laut. »Da drin ist Nahrung. Genug für eine Woche. Genug für euch alle zusammen.«

Seine Stimme hallte nicht. In dieser Höhe verpuffte ihre Kraft, und nur die scharfen Laute trugen mehr als ein paar Meter weit.

Der nächste Gang brachte dieselbe Beute, wieder einen Sack voller weißer Gräser, und wieder warf er das Bündel in die Höhle. Mochten die Seligu vor Neugierde zerplatzen; genau das beabsichtigte der Nomade. Am Rand des Schneehaufens, dessen Rest er aufgetürmt hatte, fand er jede Menge Spuren. Doch die Tiere selbst bekam er kein einziges Mal mehr zu Gesicht. Sie waren vorsichtig. Besser, er versuchte gar nicht erst, sich ihnen zu nähern.

Denn nicht einmal die Voya, die Rudeljäger, trauten sich an gesunde Seligu heran. Die

Tiere waren klein, aber viel zu flink, um auch nur eines in die Hände zu bekommen. Und hätte eines versucht, ihn in die Halsadern zu beißen, er hätte es nicht daran zu hindern vermocht. Nicht einmal bei besten Kräften ... Zähne, die sogar das weiße Gras aufschlitzten konnten, machten mit Nomadenhaut kurzen Prozeß. Zehnmal schaffte Niisu Gras heran. Zehnmal öffnete und verschloß er die Höhle, bis er glaubte, es sei genug. Dann erst ging er an die Feinarbeit. Er schätzte den Durchmesser der Seliguleiber auf etwa Faustgröße. Das war das kritische Maß. Erneut mauerte er den Eingang zur Höhle zu, doch diesmal ließ er ein Loch offen, das genau dem Durchmesser seiner Faust entsprach. Zuerst hielt das Geröll nicht genau zusammen, und entweder das Loch oder die ganze Mauer stürzten in sich zusammen. Beim vierten Versuch allerdings hatte er Erfolg. Niisu fixierte sein Gebilde mit Schnee - bis es stabil genug war, um selbst einem Fußtritt standzuhalten.

Lediglich einen kleinen Rest Schnee und Geröll behielt er noch zurück: Den brauchte er für den letzten Schritt.

»Habt ihr alles gesehen?« fragte er mit erhobener Stimme. »He! Ich hoffe, ihr habt euch nichts entgehen lassen!« Die Bühne war bereitet. Niisu nahm seine kleine Habe an sich und ließ die Höhle offenstehen. Er zog sich über den Pfad zurück, kletterte nach oben und erreichte in fünfzig Metern Entfernung seinen Platz. Von dort aus hatte er die Höhle im Blickfeld. Lange hatte er nicht zu warten.

Es dauerte wenige Minuten, dann erschienen die ersten der possierlichen Pelzwesen direkt aus dem Geröll am Hang; dort, wo er sie weder vermutet noch gesehen hätte. Sie wußten genau, wo er war. Aber noch mehr trieb sie ihre Neugierde, das seltsame Nahrungsgerüche in der Höhle zu untersuchen. Zunächst huschte ein einzelner Seligu durch die Öffnung; er blieb nur wenige Sekunden und tauchte wieder auf. Dann folgte der zweite. Inzwischen hatten sich mehr als ein Dutzend der kleinen Tiere versammelt. Sie alle warfen mindestens einen Blick in die Höhle. Nach kurzer Zeit waren nur noch fünf draußen, dann vier - und am Ende blieben bis auf zwei Seligu alle in der Höhle zurück. Diese beiden letzten, so wußte Niisu, fungierten als Wache.

Ich lasse euch Zeit. Untersucht alles. Und freßt... Ihr werdet nie wie- der solche Mengen Futter finden, ohne euch dafür anstrengen zu müssen. Eine halbe Stunde lang wartete er ab.

»Es ist genug.«

Niisu erhob sich, kletterte wieder hinunter auf den Pfad und näherte sich der Höhle. Die beiden Wachen erwarteten ihn hoch aufgerichtet. Ihre wispernden Geräusche gingen in scharfes Warngeschrei über. Zunächst zwängten sich zwei der Seligu aus der Höhle, aber mit größter Mühe. Der Nomade zählte mit. Ein dritter folgte -aber das war alles. Als er näher kam, verschwanden die drei und die beiden Wachen. Blieben sieben in der Höhle übrig. Mit aller Vorsicht näherte er sich dem engen Loch. Er konnte die Schnauzen der Tiere sehen, ihre spitzen Zahnreihen, vor denen man sich so sehr in acht nehmen mußte. Fürchterliche Laute drangen heraus. Es hörte sich an, als ob die sieben in der Höhle miteinander kämpften. Aber kein einziger von ihnen paßte durch die Öffnung. Sie alle hatten sich dermaßen an dem weißen Gras vollgefressen, daß ihr Leib auf den doppelten Umfang angewachsen war.

Die Schnauzen verschwanden, als er näher kam. Trügerische Ruhe kehrte ein.

Niisu beging nicht den Fehler, einen der Seligu fangen zu wollen. Sie hätten ihn bei lebendigem Leib zerrissen. Statt dessen nahm er das Geröll, das er liegengelassen hatte, und verschloß einfach das Loch damit. Die Ritzen dichtete er sorgfältig mit dem restlichen Schnee ab.

Das war alles.

Ein überwältigendes Gefühl von Schwäche durchdrang seinen Körper, seine Gliedmaßen, zuletzt sogar seinen Schädel. Kraftlos lehnte sich Niisu gegen den Fels. Er döste, bis es Abend wurde. Und als er schließlich die Wand aus Geröll und Schnee niederriß, waren alle Seligu erstickt.

6.

Rauch am Horizont

Die Tiere boten einen fürchterlichen Anblick. Sie hatten miteinander gekämpft, bis ihnen die Luft ausgegangen war. Sie hatten wohl versucht, auf diese Weise irgendwie der Falle zu entkommen. Die silbergrauen Felle waren stark beschädigt, wenn auch brauchbar. Überall standen kleine, geronnene Blutlachen. Aber das störte Niisu wenig, solange nur das Fleisch genießbar blieb.

Er zog dem ersten Seligu das Fell ab und warf es hinten in die Höhe, zu den anderen Kadavern. Das Fleisch aß er roh, die Hinterläufe stopfte er mit wenigen Bissen in sich hinein, ohne groß zu kauen. Und wieder wurde er müde, als habe er einen ganzen Tag lang schwer gearbeitet. In seinem Zustand jedoch... Es war ein Wunder, überhaupt noch auf den Beinen zu stehen.

Mit ein paar Handvoll Schnee füllte er von neuem seinen Wasserbeutel. Anschließend kniete er nieder und schob das lose Geröll haufenweise in die Höhle. Der Geruch von Aas wehte in alle Richtungen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis Voya oder Tarrok-Vögel auftauchten, um ihm die Beute abzujagen.

Deshalb kroch er in die Höhle, schichtete von innen so viel Geröll auf, daß niemand zu ihm konnte, und nickte augenblicklich ein. Niisu schlieff den Rest des Tages und die folgende Nacht. Und als er aufwachte, fühlte er sich erstmals seit langer Zeit gekräfftigt.

Die erste Stunde verbrachte er damit, seine Beute auszunehmen und das Fleisch in Vorratsbeutel zu verstauen. In größeren Mengen sammelte er anschließend das grüne Moos, das an manchen Stellen wuchs, und zündete es in der Höhle an. Die Häute der Seligu behandelte er über dem offenen Feuer. Wer im Gebirge Rok überleben wollte, versuchte das an der Grenze zwischen Schnee und Fels. Doch es war nicht möglich, längere Zeit ohne entsprechende Kleidung auszuhalten. Zunächst fertigte er sich Überstreifer für die Füße, dann Handschuhe. Damit machte sich Niisu auf den Weg. Der Nomade wanderte drei Tage lang, frierend und mit Beulen an den Füßen. Tags darauf gingen die Vorräte zur Neige. Also fing er von neuem Seligu, nach der erprobten Methode, die er nur der *Frucht* zu verdanken hatte. Und endlich reichte das gewonnene Fell, um Jacke und Hose zusammenzunähen. Fäden zog er sich aus dem Gedärn der Tiere, eine Eisennadel trug er mit dem Messer, den Feuersteinen und anderen Dingen immer bei sich.

Mehrfach traf er auf Voya-Rudel. Doch jetzt, da sich Niisu im Gebirge auskannte, war es für ihn ein leichtes, die Jäger in die Irre zu führen. Er begab sich immer weiter in die Welt der Gipfel und des Schnees hinein. Die Richtung hielt er nach dem Stand der Sonne. Auch das verdankte er dem Genuß der *Wurzel*; anders hätte er nicht gewußt, wohin er sich wenden sollte und vor allem aus welchem Grund.

Es gab Arbeit zu tun.

Es gab einen *Turm* zu bauen.

Sechzig Tage dauerte die Reise, dann erst nahm am Horizont die Höhe der Gipfel ab. Weitere fünfzehn Tage brauchte Niisu, um den Randbereich des Gebirges Rok zu erreichen. Von hier aus schimmerte ab und zu das Land Zuun durch den Dunst, als smaragden glitzerndes, schmales Band am Rand der Welt.

Und am Tag darauf geschah etwas, das ihn völlig aus dem Konzept warf. Er hatte sich an die Einsamkeit gewöhnt. Fast hatte sich Niisu mit dem Gedanken angefreundet, ein Einzelgänger zu bleiben, weder Gefährten zu kennen noch eine Frau zu tragen. Doch dann sah er es... Dahinten, zwischen den nächsten Gipfeln, zwei bis drei Tagesreisen entfernt. Ein dünner Rauchfaden stieg in den Himmel. Jemand wärmte sich an einem Feuer. Und da die Bewohner des Gebirges Rok Tiere waren, blieb nur ein einziger Schluß: Irgendwo dahinten lagerten Trepeccos.

*

Es war eine ganz bestimmte Laufweise, die ihm das Gebirge abverlangte. Nicht der lockere Trab, der sich in Savannen und Waldgebieten anbot, sondern viele kurze Schritte hintereinander, wobei es darauf ankam, jeden dieser Schritte sorgfältig abzuschätzen. Ein Fehltritt konnte schwere Folgen haben, denn ebenen Untergrund gab es nicht. Und eine Verletzung wiederum bedeutete den Tod. Das war das Los des Einzelgängers. Wer nicht die Möglichkeit hatte zu jagen, der verhungerte. Wer sich den Voya-Rudeln nicht entziehen konnte, der wurde gefressen. In der Eiseskälte ging das schnell.

Mindestens zwei Tagesreisen lagen vor ihm, und er prägte sich genau den Punkt ein, von dem der Rauch aufstieg. Es handelte sich um einen flachen Berggrücken am Rand des Gebirges. Dort mußte es brennbare Vegetation geben, sonst hätten die Unbekannten kein Feuer entzündet. Bis zum Abend brachte Niisu die Hälfte der Strecke hinter sich. Die Trennlinie zwischen dem Grau der Felsen und dem dunklen, schäbigen Grün der Grenzregion konnte er schon lange sehen. Und die ganze Zeit über stellte er sich die bange Frage, in welche Richtung die Unbekannten wohl wandern mochten. Ihm entgegen? Oder waren sie zum Rand des Gebirges unterwegs? Die Chance, sich durch Zufall über den Weg zu laufen, lag bei nahezu Null. Deshalb fiel die Erleichterung doppelt aus, als er in der Dämmerung ein zweites Mal ein Feuer entdeckte. Sie *entfernten* sich.

Niisu suchte sich ebenfalls ein Lager. Er verbarrikadierte sich wie üblich in einer Höhle, hinter einem Wall aus Geröll, und schlief nur kurze Zeit. Als der Morgen graute, war er bereits auf den Beinen. Seine Vorräte gingen zur Neige; und der schnelle Marsch durch felsiges Gelände war eine anstrengende Sache. Doch in diesem Fall hatte er ungeheure Glück. In kurzer Entfernung kreisten über einer nicht einsehbaren Stelle zwei Tarrok-Vögel. Niisu machte sich auf den Weg, *so schnell* er konnte.

Als er den kleinen Talkessel erreichte, waren die Vögel längst verschwunden. Statt dessen stöberte er in einer Felsennische einen einzelnen Voya auf. Es war ein altes Tier. Von seiner einstigen Kraft war ihm nicht viel geblieben. Wo war das Rudel? *Es gibt kein Rudel*, begriff Niisu. *Das ist meine Beute. Der Voya hat sich zum Sterben hierher zurückgezogen*. Dennoch fletschte das Tier angriffslustig die Zähne. Doch es war zu schwach, um sich zu erheben. Der Nomade hielt sich vorsichtig außer Reichweite der Zähne; statt dessen stieg er am Felsen hoch, suchte sich einen schweren Stein und ließ ihn auf den Voya hinunterfallen. Als er unten ankam, regte sich das Tier nicht mehr. Der Schädel war gebrochen.

Niisu schnitt soviel Fleisch herunter, wie er in seinem Beutel tragen konnte. Daß seine Beute gräßlich schmeckte, jedenfalls im Vergleich zu den Seligu, wußte er - der einzige Grund, weshalb er vorher nie versucht hatte, Voya zu jagen. Aber heute war es nicht anders möglich. Er schob sich ein paar Bissen in den Mund und wanderte weiter, zum Rand des Gebirges hin. Um das abscheuliche Aroma kümmerte er sich nicht.

Den ganzen Tag lang lief er durch flach abfallendes Gebiet. In der Tat, ab und zu

übersprengelten die ersten Farbflecken den nackten Fels. An den Sonnenseiten hatten dornige Büsche Fuß gefaßt. Und noch etwas brachte der Abstieg mit sich. Niisu fühlte sich, als jage flüssige Energie durch seine Adern, als treibe die dickere Luft ihn zu immer neuer Leistung. Aber war das nicht logisch? So, wie er mit dem Aufstieg an Energie verloren hatte, gewann er sie jetzt zurück.

Am frühen Abend stieß er auf das erloschene Lagerfeuer.

Es war ein sehr kleines Feuer gewesen. *Ein Wunder, daß ich es entdeckt habe. Nicht nachlassen ... Ich werde wandern, solange das Licht mir den Weg weist.* Von einem erhöhten Punkt aus suchte Niisu die Berg Rücken ab, die zum Land Zuun hinabführten. Nur eine einzige Route gab es, die sich anbot; alle anderen Wege wurden durch tiefe Schluchten oder schroffe Felsenzüge unterbrochen. Und das war der zweite Zufall, der ihm zu Hilfe kam. Wenn sich die anderen in derselben Richtung bewegten wie er selbst, dann gab es nur diesen einen Weg.

Daß sie es taten, daran zweifelte er nicht eine Sekunde. Schließlich hatten auch sie die *Frucht* gegessen, um im Gebirge Rok zu überleben. Und sie wußten also, daß es einen Turm zu bauen galt.

In dieser Nacht wärmte sich Niisu an einem Feuer. Ein fast vergessenes Gefühl breitete sich in ihm aus. Es war das Gefühl von Hitze, die langsam durch seinen Körper kroch. Zunächst von einer Seite, dann von der anderen, und schließlich döste er ein. Als er am nächsten Morgen erwachte, war die Feuerstelle erkaltet. Der Wind hatte die Asche in alle Richtungen geblasen. Niisu nahm die letzten Schlucke aus seinem Wasserbeutel. Hier unten gab es keinen Schnee mehr, also mußte er auf Wasser achten. Dazu kaute er kleingeschnittene Streifen von Voyafleisch. Das Zeug fing bereits zu stinken an; so zäh wie gestern war es trotzdem noch.

Ohne Verzögerung machte sich der Nomade auf den Weg.

Und dahinten, einen halben Tagesmarsch entfernt, spaltete für kurze Zeit ein Rauchfaden den violetten Himmel. Grüne Wolkenfelder zogen auf. Es würde regnen, doch ohne den Frost verlor der Regen sehr an Schrecken. Die anderen lagerten immer noch. Das verschaffte ihm einen Zeitvorteil.

Niisu schritt so rasch aus, wie es der Untergrund erlaubte, und legte sehr viel schneller die Entfernung zurück, als er es in großer Höhe hätte tun können. Der Regen setzte nach einer Stunde ein. Fast wäre der Nomade froh darüber gewesen, denn das letztemal, daß er sich gewaschen hatte, lag Wochen zurück. Aber die Feuchtigkeit behinderte seinen Marsch - und darüber war er nicht so glücklich.

Er ging kein Risiko mehr ein, nicht auf dem rutschigen Felsengrund. Die Zwischenräume von Stein zu Stein waren mit Moos und Gebüschen ausgefüllt. Es roch nach nasser Erde ... Er hatte das so sehr vermißt, daß ihn der Duft mit Euphorie erfüllte. Den letzten Kilometer legte er mit hohen Erwartungen zurück. Er würde einen neuen Stamm finden, das wußte Niisu; sie würden ihn aufnehmen wie ihresgleichen, wie einen verlorenen Sohn, der nach langer Abwesenheit in den Schoß des Stammes zurückkehrte. Und da vorn tat sich ein kleines Tal auf. Niisu war am Ziel. Der Rauchfaden kroch aus einer Feuerstelle am Rand eines Abhangs, und davor öffnete sich der Eingang einer Höhle.

»Hoo!« rief er laut. »Hier kommt ein Freund! Laßt euch sehen!«

Niemand gab ihm Antwort.

Niisu näherte sich der Höhle. Leichte Unruhe keimte in ihm auf, die er nicht erklären konnte.

»Hoo!« rief er nochmals.

Er begann, sich ernstlich Sorgen zu machen; was, wenn der fremden Gruppe etwas zugestoßen war? Niisu verfiel in Laufschritt. Mit fliegendem Atem erreichte er die Feuerstelle.

»Ist hier niemand?« Nichts zu sehen. Das Innere der Höhle war völlig schwarz für jemanden, der aus dem Tageslicht kam. Er trat nahe heran und fragte: »Braucht ihr Hilfe? Seid ihr das, da drinnen?«

Etwas warnte ihn, die Höhle zu betreten. Es war jener Instinkt, den ein Nomade entwickeln *mußte*, schon um auf der Welt Canaxu eine Chance auf Überleben zu haben. Andererseits konnte er nicht einfach verschwinden, nicht ohne den Versuch einer Hilfeleistung. Seine Nasenflügel blähten sich auf. Nein ... Keine Raubtiere, nur der typische Geruch von Trepecco-Nomaden.

Und aus dem Dunkel schälte sich eine Kontur. Es war der Schatten eines hochgewachsenen Läufers.

»Warum gibst du keine Antwort?«

Zögernd trat er einen weiteren Schritt ins Dunkel. Etwas bewegte sich - und das war das letzte, was er sah. Ein furchtbarer Schlag vor den Kopf betäubte Niisu.

*

Als er aufwachte, war er mit seiner eigenen Kleidung gefesselt. Zwei Meter weiter lagen auf einem Haufen die Lederbeutel mit Werkzeug, mit dem restlichen Wasser und den Streifen Voyafleisch. Niisu fror erbärmlich, denn auch in den Randzonen des Gebirges Rok war es bitter kalt. Aber wie konnte das sein? Er betete darum, daß sich der Nebel in seinem Gehirn lichten möge, daß das völlige Unverständnis dem Begreifen weiche. Hatte er nicht einem Trepecco gegenübergestanden? Ja, sicher ... Und hatte man je gehört, daß ein Trepecco den anderen bedrohte? Geschweige denn angriff?

Es ist nicht möglich, dachte Niisu. *Etwas läuft falsch, und ich muß wissen, was das ist. Wäre nur Cahlie bei mir. Aber Cahlie ist tot, und sie wird niemals wiederkommen.*

Die Sonne stand hoch am Himmel.

Es war kurz nach Mittag, und die dunklen Regenwolken hatten einem klaren, violetten Himmel Platz gemacht.

Er saß an einen Felsen gelehnt, während er den Talkessel vor sich übersehen konnte. Und hinter ihm war ein Geräusch. Niisu versteifte sich.

»Nun? Bist du also doch aufgewacht?«

Es war die Stimme eines Nomaden. Sie kam ihm so entsetzlich bekannt vor, daß der Schock ihn völlig lahmte. Niisu sagte kein einziges Wort.

Der andere trat hinter seinem Rücken vor.

Erstmals konnte Niisu sein Gesicht sehen - auch wenn er sich gewünscht hätte, es wäre nicht so. Diese zerrissene Kleidung kannte er genau, selbst wenn sie nun größtenteils aus Seligupelz bestand. Die hochgewachsene Gestalt, die hellen Haare, die beinahe schwarze Haut.

Es war Hapt, der schnellste Läufer seines Stammes. *Meines ehemaligen Stammes*, korrigierte sich der Nomade. *Auch das ist vorbei und kommt nicht wieder.*

»Du wunderst dich?« fragte der andere gut gelaunt. »Das kann ich mir denken, Niisu. Du hast nicht mit mir gerechnet? Sowenig wie ich mit dir... Aber ich will nicht leugnen, daß es mir so gefällt... Besser du als irgendwer sonst. Ich konnte dich nie leiden. Und dabei dachte ich, du wärest mit deiner verdammten, besserwisserischen Frau gestorben.«

Niisu preßte die Lippen zusammen.

Hapt lachte. Er brachte die Augen nahe an Niisus Gesicht heran und riß sie auf, als

betrachte er ein winziges Insekt, das er zerquetschen wollte. Die Züge verzerrten sich zu einer langgestreckten Grimasse.

»Hapt! Was soll das? Komm zur Besinnung!«

»Ich bin absolut bei Verstand«, flüsterte der hochgewachsene Nomade. »Und mein Verstand sagt mir, daß ich dich nicht am Leben lassen kann.«

Niisu rüttelte heftig an seinen Fesseln. Aber sein neuer Feind hatte das Leder angefeuchtet, so daß es sich nur noch weiter zusammenzog.

»Hapt! Kein Nomade hat je einem anderen ein Leid zugefügt!«

»Oh ... Dann wird es jetzt das erstmal sein.«

»Das kann nicht sein!« rief Niisu verzweifelt. »Was ist mit dir passiert? Bei den Geistern aller Landen, ich verstehe das nicht!«

»Es ist nur ... weil ich *größer* bin als die anderen.«

Niisu schluckte heftig; er begriff, daß er weder mit Zorn noch mit Todesangst weiterkam, daß er mit dem anderen reden mußte. »Du bist wirklich größer. Aber was soll das heißen? Willst du mir nicht erzählen, was passiert ist?«

Hapt kam aus der Hocke hoch und reckte sich. Gegen den strahlendhellen Himmel wirkte er wie ein schwarzer Riese.

»Das interessiert dich wirklich, was? Na gut, Niisu. Wir dachten, ihr wärt beide tot, du und Cahlie. Also haben wir das Land Boor verlassen. Die Frauen sagten voraus, daß es ein Unwetter geben würde ... Sie behielten recht, und so liefen wir los, so schnell wir konnten. Wir erreichten das Hochland, und die Frauen fanden für jeden von uns Läufern eine *Frucht*. Aber für mich war es in der Höhe und in der Kälte schwerer als für die anderen. Ich wiege mehr als sie. Ich leiste sehr viel mehr, wenn ich durch das Gebirge Rok wandere. Niemand wollte das anerkennen. Also habe ich mir soviel Nahrung genommen, wie ich brauchte.« Niisu begriff.

»Du hast sie *gestohlen*«, mutmaßte er. Hapt grinste böse.

»Das haben die anderen auch gesagt, als sie es bemerkten. Vor fünf Tagen war das. Sie nahmen mir meine Werkzeuge und meinen Vorrat - und dann ließen sie mich allein im Gebirge zurück. Feuersteine sind im Gebirge leicht zu beschaffen, so konnte ich Feuer machen. Aber jagen? Es war mein Glück, daß ich einen anderen Trepecco getroffen habe. Noch dazu einen einzelnen; denn wie hätte ich einem Stamm erklären sollen, was ich hier allein und ohne Werkzeug treibe? Daß es außerdem *dich* getroffen hat, freut mich besonders. Wie schon gesagt: Ich konnte dich nie besonders leiden.«

Voller Abscheu blickte Niisu den anderen an.

Hapt lachte. Er beugte sich hinunter und wühlte eine Zeitlang in den Lederbeuteln, die er zwei Meter von Niisu entfernt auf einen Haufen geworfen hatte. Heraus zog er das Eisenmesser.

»Was denkst du, Niisu? Du *weißt*, daß ich dich nicht am Leben lasse. Du würdest mich verfolgen. Und irgendwann würdest du mich auch finden.«

Haßerfüllt starrte er den anderen an. Wie konnte Hapt so ruhig dastehen? Wie war das möglich, solche Ungeheuerlichkeiten aus dem Mund eines Trepeccos? Dabei war es nicht die Angst um sein Leben, die ihn so durcheinanderbrachte. Niisu verstand einfach nicht, wie ein Mann seines Volkes einen Artgenossen töten konnte. Er schaute Hapt an, mit einemmal furchtlos, aus einem Gefühl der Überlegenheit heraus, das er sich nicht erklären konnte.

»Binde mich los, Hapt!« forderte er.

»Du redest irre.«

»Bind mich los, und ich lasse dich am Leben.«

Der andere kniete nieder und setzte das Messer an Niisus Hals. Ein Schnitt an dieser Stelle, das wußten beide, und er würde binnen einer halben Stunde verbluten.

»Die *Frucht* lehrt uns nicht, wie man

Leute aus dem eigenen Stamm umbringt. Du kannst es nicht tun, Hapt.«

Einen Moment lang verzerrte sich das Gesicht des Läufers. Der Druck der Klinge wuchs. Niisu spürte förmlich den Blutstropfen, der sich löste. Aber dann entspannte sich Hapt; er sprang auf, und in seinem Gesicht glänzte wieder dieses Lächeln.

»Du hast Glück, Niisu. Ich kann es tatsächlich nicht.«

»Dann binde mich los.«

»Nein. Das machen wir ganz anders.«

Hapt kniete erneut bei den Lederbeuteln nieder, verstaute das Messer und suchte statt dessen ein paar Streifen Fleisch heraus. Die Nahrung roch abscheulich. Den Gestank verteilte der Wind rasch in alle Richtungen, doch die Streifen selbst warf Hapt vor Niisu auf den Boden. Was sollte das? Hapt hängte sich zuletzt die Beutel um und nahm die besten Stücke aus Niisus Fellkleidung an sich.

»Unsere Wege trennen sich«, sagte der andere. »Ich wünsche dir nichts Gutes. Aber das wirst du auch nicht bekommen, Niisu.«

»Hapt! Warte! Was soll der Unsinn?«

»Das verstehst du nicht? Du hast mich immer für dumm gehalten, nicht wahr? Ich gebe dir einen Hinweis: Das hier ist ein gutes Jagdrevier, weil oft Vögel aus dem Land Zuun herkommen. Ich habe Spuren gesehen. Spuren von einem Voya-Rudel.«

Mit diesen Worten drehte sich Hapt um. Er verfiel in leichten Trab und verschwand kurze Zeit später hinter dem Berggrücken. Niisus nutzlosem Geschrei schenkte er keine Beachtung mehr.

Jetzt erst begriff Niisu, was er mit seinen letzten Worten hatte sagen wollen. *Spuren von einem Voya-Rudel*. Die Fleischstreifen! Wenn es etwas gab, das Voya magisch anzog, so war es der Geruch von Aas. Niisu war sicher, daß sich das Rudel auf dem Weg hierher befand.

*

Der Trepecco hatte keine Chance. Die Fesseln waren nicht ewig haltbar, doch für ein paar Stunden reichte es. Eine halbe Stunde Frist, schätzte er, je nach Windrichtung und Standort der Voya.

Niisu legte sich auf die Seite, stieß sich vom Felsen weg und rollte ein paar Meter.

Entweder mußten die Fesseln ab, oder er mußte einen Ort erreichen, der für die Voya unzugänglich war. Beides war unmöglich. Hapt hatte ganze Arbeit geleistet.

Niisu fühlte sich wie eines der Tiere, die er in die Falle gelockt hatte. Wie die Seligu, die sich gegenseitig bei lebendigem Leib zerfleischt hatten, oder wie die Nagebraaks, die in der Dunkelheit ihren Feinden in die Fänge gelaufen waren. Es gab überhaupt nur *einen* Weg. Und dahin schaute Niisu. Mit beiden Beinen schob er sich in Richtung Höhle. Wenn Hapt dort aufrecht gestanden hatte, hatte auch er genügend Platz. Aber was half das gegen Voya? Es war Dummheit, sich einzubilden, sie fänden ihn im Dunkeln nicht.

Trotzdem. Wenn ich etwas tun kann, so versuche ich es. Egal, was es ist; ich werde nicht warten, bis ich sterbe. Nicht, bevor ich einmal in meinem Leben das Jenseits-Land erreicht habe.

Niisu robbte unter Einsatz seiner ganzen Kräfte über den felsigen Boden. Nach wenigen Metern war er in Schweiß gebadet. Seine Haut, vorher wochenlang von Pelz geschützt,

riß an vielen Stellen auf. Das Blut würde die Voya zusätzlich in Raserei versetzen. Er erreichte die Grenze zwischen Licht und Dunkelheit. Über drei Meter war der Eingang zur Höhle hoch, etwa halb so breit. Eine Weile blieb er still im Zwielicht liegen. Er konnte jetzt sehen, daß sich ein dunkler Schlauch weit in den Berg erstreckte. Und da war ein kühler Lufthauch; entweder gab es einen zweiten Zugang oder dicke Spalten im Fels.

Niisu versuchte, seine Fesseln zu lockern.

Er zerrte und scheuerte, ohne Erfolg. Waren da Geräusche? Rasender Wirbel von Pfoten, ein Dutzend Tiere... Aber nein, die Geräusche existierten nur in seiner Einbildung. Niisu hörte den Schlag seines Herzens, so laut wie eine Trepecco-Trommel. Und plötzlich lockerte sich die Fessel am linken Fuß. Weiter riß er, so stark er konnte. Doch alles, was er bewirkte, war ein blutendes Fußgelenk. *Darauf kommt es nicht an. Ich, bilde mir ein, Cahlie wäre hier. Ich würde kämpfen, bevor ich sterbe. Ich tue es auch ohne sie.*

Niisu gewann Bewegungsfreiheit, etwa eine Handspanne. Um wegzulaufen, reichte das bißchen nicht. Es war zu wenig, um eine Anhöhe zu erklimmen, und nicht genug, um sich zu verteidigen. Käme er jetzt auf die Beine, würde er über den nächsten Stein stolpern und sich die Nase brechen. Nein...

Aber da - Geräusche! Und diesmal entsprangen die Laute nicht mehr seiner Phantasie. Die Voya kamen. Was wie entferntes Husten klang, war nichts anderes als ein Signal des Leittiers. *Ein paar Sekunden noch. Dann trauen sie sich heran.* Schon ließ sich die Schnauze eines Voya sehen, verschwand gleich wieder, kehrte kurz darauf zurück. Dann waren es zwei, vier, fünf.

Niisu stieß ein tierhaftes Brüllen aus. Wie huschende Blitze verschwanden sie, die Jäger des Gebirges Rok. Er robbte vor, ehe der Schrecken nachließ. Sahen die Steine im Höhleneingang nicht locker aus? Nochmals

riß er an seinen Fesseln, diesmal mit aller Kraft, und wieder gewann der Nomade ein kleines Stück Bewegungsfreiheit. Er spannte seine Leibmuskulatur und hob beide Beine. Verzweifelt trat er gegen den Stein, der rechter Hand aus dem Eingang ragte. Ein großer Brocken flog beiseite. Niisu war es, als habe er sich beide Beine gebrochen. Dennoch holte er ein zweites Mal aus und trat den Rest des Steins weg. Ein rumpelndes Geräusch drang aus den Wänden.

Was ist das?

»Verschwindet, ihr Tiere!« schrie er. »Ihr bekommt mich nicht!«

Niisu wälzte sich zur anderen Seite. Drei neue Steine: Den ersten katapultierte er mit einem heftigen Stoß bis weit nach draußen, und zwar so, daß es auch die Voya sehen konnten. Trockenes Husten kam als Antwort. Aber kein Angriff, noch war es nicht soweit. Der zweite Stein bereitete wesentlich mehr Mühe. Niisu trat drei-, viermal, dann erst löste sich der Brocken. Und wieder das Rumpeln, das er zugleich fürchtete und herbeisehnte.

Der dritte Stein, ein tragendes Element des Höhleneingangs, brachte die Entscheidung. Er brach so leicht aus dem Gefüge, daß Niisu fast seine Chance, zur Reaktion verpaßte. Eine Sekunde lang setzte wieder das Rumpeln ein, dann steigerte sich der Lärm zum begrenzten Inferno und endete in einem mittleren Erdrutsch.

Niisu stieß sich mit beiden Beinen ab. Er flog zwei Meter weit. Die Landung war brutal: Mit Schultern und Gesicht zuerst prallte er gegen einen Felsblock. Ein Hagel aus Geröll prasselte auf ihn, und bevor der Schmerz seinen Schädel sprengen konnte, hatte er bereits die Beine angezogen und sich zwei weitere Meter in die Höhle geschnellt.

In diesem Augenblick kam der Rest herunter.

Unglaublicher Lärm betäubte sein Hörvermögen. Er bekam keine Luft mehr, weil der Staub bis in den letzten Höhlenwinkel drang. Niisu versuchte krampfhaft, die Luft anzuhalten. Aber wie sollte er? Wer kaum fähig war, bei Bewußtsein zu bleiben, hatte einen kurzen Atem. Bis der Einsturz zum Stillstand kam, vergingen bange Sekunden. Bis er wieder Luft bekam, dauerte es eine weitere Minute. Unter Hustenanfällen schob sich Niisu weiter in die Höhle. Dort verlor er das Bewußtsein.

*

Er wachte auf, weil noch immer Luftzug da war. Niisu wollte schon triumphierend die Hände strecken -aber die Fesseln erlaubten keine größere Bewegung. Immerhin hatte er die Voya abgehängt. Um welchen Preis, das war die Frage. Er hatte sich nichts gebrochen. Die Schmerzen waren stark, rührten allerdings von Schürfwunden und Prellungen her.

Niisu hatte Durst. Es gab kein Wasser, keine Nahrung, solange er hier nicht heraus war. *Und dann?* Den bohrenden Gedanken ignorierte er, so gut er konnte. Zunächst einmal hatte er Zeit gewonnen, und die galt es zu nutzen, solange er noch Kräfte hatte. Mühsam kroch Niisu vorwärts, bis er mit dem Schädel gegen die nächste Wand stieß. Er suchte sich eine scharfe Kante, richtete sich ein wenig auf und fing an, die Handfesseln dagegen zu reiben. Noch war das Leder feucht. Das hatte zwar Vorteile, wenn man einen Gefangenen fesselte. Aber von Nachteil war es, wenn dieser Gefangene eine scharfe Kante fand.

Niisu brauchte nicht länger als eine halbe Stunde. Er riß die letzten Fasern auseinander und rieb sich die wunde Haut. Die Lederfetzen um die Füße waren hoffnungslos verknotet; sie zu

öffnen war nicht möglich, also rieb er auch dort mit einem scharfen Stein.

Kurz darauf machte sich Niisu auf die Suche. Er folgte dem Luftstrom zum hinteren Ende der Höhle. Immer wieder tastete er sich zentimeterweise vor. Stunden später schimmerte von irgendwoher ein Licht. Niisu folgte dem Schimmer mit aller Vorsicht, um nicht auf den letzten Metern in eine Spalte zu stürzen oder sich ein Bein zu brechen. Beides hätte sein Ende bedeutet. Doch es war, als säße die Sterngefährtin noch in seinem Nakken, als beschütze sie nach wie vor seinen Weg durch die Dunkelheit.

Mit dem letzten Abendlicht trat Niisu ins Freie. Der Nomade fand sich zwanzig Meter oberhalb des Talkessels wieder, am Rand eines steilen Grates. Nahrung besaß er nicht, kein Wasser, keine Kleidung. Und es wurde bitter kalt. Also zog sich Niisu in die Höhle zurück, schon um draußen in der Nacht nicht den Voya zu begegnen.

Am nächsten Morgen erwachte er frierend und mit schrecklichem Hunger.

Niisu kletterte über den Grat nach unten. Seine Füße waren geschützt, auch wenn Hapt ihm sonst keine Kleidung gelassen hatte. Gegen Mittag fand er einen Steinkeil, den er als Waffe benutzen konnte. Und immer weiter bewegte er sich zum Rand des Gebirges. Er kam besser voran, je flacher das Gelände wurde. Als der Abend anbrach, lag vor ihm wie ein smaragdernes, unendliches Feld das Land Zuun.

Niisu stieß auf einen kleinen Teich.

Es gab viele Teiche hier.

Gierig trank er, rupfte von einem blauen Busch ebenso blaue Beeren und aß sie. Wenn es ein Fehler war, so spürte er nichts davon. Am nächsten Morgen erwachte er mit schmerzenden Gliedern. Sein Körper fühlte sich wie eine einzige Schürfwunde an. Dennoch erhob sich Niisu und sagte: »Du kannst mich nicht hören, Hapt. Aber ich schwöre, daß ich dich kriegen werde.«

7.

Zielgebiet

Die ATLANTIS, der BASIS-Kreuzer mit dem Eigennamen LAIRE, die TARFALA und das Barracudaschiff LAMCIA erreichten eine Sternballung, die aus mehreren tausend Sonnen bestand und am Rand der Großen Leere lag. Myles Kantor wechselte von der TARFALA auf die LAIRE über, um dort im Kreis seiner Wissenschaftler die Ankunft zu erwarten. Die Arcoana nahmen erste Messungen vor: ohne jedes Ergebnis. Paunaro stellte dieselbe Behauptung auf, daß sich nämlich dieser Raumsektor in nichts vom übrigen Universum unterschied.

Philips Zuversicht jedoch war durch keinen Tiefschlag zu erschüttern.

»Du kannst mir glauben, Arkonidengreis, ihr erlebt noch euer blaues Wunder. Ich bin auf Canaxu gewesen, wenn auch nicht freiwillig. Ich habe genau gesehen, welche Ungeheuerlichkeiten es da gibt.«

»Welche denn wohl?« fragte Atlan grantig.

»Wart's ab! Mal ein alter Sack, mal ungeduldig wie ein Kleinkind. Ich verstehe dich nicht! Denk lieber dran, daß wir zum erstenmal diesen Planeten mit allem Schnickschnack untersuchen können! Sogar die Tees sind dabei, die Arcoana! Und diese Schleimwalze!«

»Paunaro, meinst du wohl«, korrigierte Atlan. »Und wenn dir die Wissenschaft plötzlich so wichtig ist, warum habt ihr Canaxu dann nicht schon lange selbst untersucht?«

»Denkst du, das wäre so einfach? Ha! Stell dir vor, du wärst genauso beweglich wie ich. Stell dir weiter vor, du peilst einen Ort in der Großen Leere an. Du gehst den Kurzen Weg - aber du kommst nicht da raus, wo du hinwolltest. Statt dessen landest du auf einem dieser Sampler-Planeten, alter Knabe ... Aber auf *irgendeinem* davon! Man kann sich nicht aussuchen, auf welchem, du wirst völlig planlos rausgeschleudert!«

Atlan zog es vor, sich etwas ganz anderes vorzustellen: er und Philip an einem Ort, wo nicht einmal ein Ennox flüchten konnte. Er würde Philip packen und all die dummen Sprüche aus ihm herausprügeln, bis nichts mehr übrig wäre als ein bißchen Vernunft.

Süße Gedanken. Philip hat ganz recht, du bist ein alter Narr. Höre ihm lieber zu.

»... und dann, Arkonidenhäuptling, versuchst du, wieder zu verschwinden, weil du so viele unmögliche Sachen nicht ertragen kannst. Was bleibt dir anderes übrig? Und wenn du dann noch Lust hast, kannst du den ganzen Mist von vorne starten. Glaub mir, unter solchen Umständen kommt nicht viel Forscherdrang zustande. Das war ja auch der Grund, weshalb wir euch und die Tees hierher an die Große Leere gelotst haben.«

Atlan lächelte ironisch.

»Halt die Luft an, Philip. Wir sind da!«

Über den großen Schirm der Panoramagalerie drehte sich ein Planet, der der Erde verdächtig ähnelte.

*

Die Sonne war gelb und gehörte dem Sol-Typ an. Es gab sechs Planeten, Canaxu war die Nummer zwei. Der Bildschirm zeigte eine Sauerstoffwelt mit 1,1 g Schwerkraft, was absolut erträglich war, und einer durchschnittlichen Temperatur, die bei etwa zwölf Grad Celsius lag. Zudem wiesen die Orte große Vorkommen von freiem H₅ nach. Es gab Wasserstoff nur in Form dieses unmöglichen Isotops. Wußte man aber um die Ereignisse vom Planeten Noman, konnte das nicht erstaunen.

Theta von Ariga ließ die ATLANTIS in einen Orbit schwenken. Die anderen Raumer wählten ganz verschiedene Umlaufbahnen - damit jede Einzelheit der Oberfläche in kurzer Zeit erfaßt wurde. Die erste Umkreisung brachten sie hinter sich, ohne daß etwas

geschah. Was *denn auch, Narr?*

Dutzende von automatischen Sonden wurden ausgeschleust. Der Schwärm verteilte sich nach einem festgelegten Muster und funkte Daten hoch. Manche Sonden drangen bis zum Boden von Canaxu vor: Und vielleicht war das schon der erste Fehler. Denn aus dem Hintergrund der Zentrale trat plötzlich eine Person, die Atlan am liebsten vergessen hätte.

»Ich protestiere!« Die schneidend helle Stimme gehörte Cessie Briehm, der ExoÖkologin. »Offenbar hat sich niemand an Bord überlegt, was geschieht, sollte auf Canaxu intelligentes Leben existieren.«

Theta von Ariga und Mirrit, der 1. Kosmonaut, sahen wie alle anderen Atlan an. Der Arkonide seufzte tief auf. »Du hast völlig recht, Cessie. Wir können uns das nämlich gar nicht überlegen, solange wir nicht wissen, ob es dort Leben gibt. Und Freund Philip hier...« Er deutete auf den Ennox, der sich interessiert in seinem Sessel lümmelte, »... der sagt es uns nämlich nicht. Aber sobald die Sonden das Ergebnis hochgefunkt haben, denken wir darüber nach.«

Cessie Briehm preßte zornig die Lippen zusammen. Der alte Arkonide hatte Achtung vor ihr; wie sie inmitten

einer Schar von Leuten dastand, die ausnahmslos gegen sie waren.

»Du verstehst nicht, was ich meine, Atlan! Stellen wir uns vor, dort unten existiert eine primitive Zivilisation. Was sollen diese Leute denken, wenn plötzlich schwebende Sonden auftauchen? Stellt euch die Schäden vor! Ein ganzes Weltbild wird gekippt!« Langsam trat von hinten ein quadratisch gebauter Mann an sie heran. In der Zentrale war er der einzige, der Cessie Briehm nicht überragte. Dadurch, daß er ebenso breit war wie hoch, wog der Mann allerdings eine halbe Tonne mehr als sie. Und diese 500 Kilogramm verliehen seiner Stimme Gewicht.

»Du vergißt etwas!« dröhnte er.

Seine Stimme fegte sie halb von den Beinen. Leichenblaß sprang Cessie Briehm zur Seite. Mirrit und ein paar andere lachten; doch Atlans Blick brachte sie zum Schweigen. Er war gegen die Ideen der Ökologin, aber er verurteilte es, sich auf diese Weise durchzusetzen.

»Diese Sonden«, fuhr Aktet Pfest unbeeindruckt fort, »fliegen automatisch mit Deflektor. Sobald wir wissen, daß keine Ortungsgefahr besteht, sind sie unsichtbar. Das nur als bescheidene Anmerkung meinerseits.«

Die Stimme des Überschweren troff vor Sarkasmus. Der Chef der Landungstruppen war ansonsten ein Mann der Fäuste und der Aktion. In diesem Fall bewies er, daß er auch die Kunst der Demütigung beherrschte. Cessie Briehms Gesichtsfarbe wechselte von Weiß zu Puterrot, doch sie sagte keinen Ton mehr.

»Wir machen weiter«, erklärte Atlan mit erhobener Stimme. »Ich erwarte die ersten Messungen der Wissenschaftler auf meinem Schirm.«

Konzentriert hockte sich der Unsterbliche in seinen Sitz, unterbrochen nur von dummen Bemerkungen des Ennox, denen er aber keine Beachtung schenkte. Canaxu war ein normaler Planet. Die Wunder, die Philip versprochen hatte, existierten nicht. Und der Reihe nach trafen die Analysen der anderen Schiffe ein. Paunaro gab aus der TARFALA durch, er habe an Canaxu kein Interesse. Die Arcoana aus der LAMCIA schlügen in dieselbe Kerbe; deuteten aber an, daß die Untersuchung weitergehe. Die meiste Zeit ließ sich das Wissenschaftlerteam von der LAIRE. Doch Myles Kantor hatte keine Wahl, als exakt dasselbe negative Resultat durchzugeben.

Blieben die Ergebnisse der Sonden:

Über den Panoramaschirm liefen der Reihe nach Landkarten, erste Bildaufnahmen, geologische Messungen und dergleichen mehr. Atlan lauschte fasziniert dem Kommentar des Syntrons. Mochte die Welt Canaxu auch nicht das bieten, was die Hyperphysiker erwartet hatten, erstaunlich wirkte sie allemal.

Denn dort unten breitete sich eine derart vielfältige Landschaft aus, wie sie der Arkonide niemals vorher auf ein und demselben Planeten gesehen hatte. Canaxu zerfiel in Zehntausende verschiedener Biotope. In jedem einzelnen herrschten völlig unterschiedliche Bedingungen. Es gab Wüsten, Gebirge, Seenplatten; Eisgebiete, mörderische Dschungel, daneben Trockensteppen; Inselparadiese wechselten ab mit seichten Flüssen, Vulkanhöhen mit verschlammten Tälern.

Kein erkennbares Muster, meldete sich sein Extrasinn. Das ist eine natürlich entstandene Abenteuerlandschaft. Vermutlich mit tödlichen Komponenten. Ungeheuer komplexe Wetterverhältnisse. Wahrscheinlich kann ein einziger Flächenbrand zehn oder mehr Biotope aus dem Gleichgewicht bringen. Traue dem Anschein nicht.

Jedes Biotop war von seiner eigenen Flora und Fauna bevölkert. Der Kampf ums Überleben tobte mit gnadenloser Härte. Der Syntron führte Bilder von riesenhaften Sauriern vor, dann wieder Raubtiere, staatenbildende Insekten und Lebewesen, wie sie Menschen nie zuvor gesehen hatten. Und ganz zum Schluß, als Bonbon, folgte eine besondere Bilderserie.

Menschen.

Nein, es sind nur Humanoide. Keine Menschen, aber sehr, sehr ähnlich. Immer wieder finden wir im Kosmos solche Rassen, wie weit wir uns von der Erde oder Arkon auch entfernen.

Die Fremden gingen aufrecht, waren bis zu 2,20 Meter groß und von dunkler, teils schwarzer Hautfarbe. Die Sonden zeigten sie in Gruppen, für sich allein und in der Fortbewegung, die einem menschlichen Traben ähnlich war.

»Besitzen sie Sprache und Zivilisation?« fragte Atlan.

»Sprache ja«, gab der Syntron zur Antwort. »Wir haben nicht genügend Material, sie jetzt schon zu übersetzen, aber sie ist recht differenziert. Die Frage nach der Zivilisation läßt sich nicht eindeutig beantworten. Die Einwohner tragen Kleidung und benutzen Werkzeuge. Manche sind aus geschmiedetem Eisen. Aber es gibt keine kontrollierte Elektrizität. Keinen Städtebau, keine Viehzucht. Keine Ruinen einer untergegangenen Hochkultur, keine Zeugnisse von vergessener Technik. Auf Canaxu handelt es sich um ein Volk von Nomaden.«

»Weiter!«

»Es liegen Szenen vor, die nicht eindeutig ins Bild passen.« »Abspielen, Syntron.« Über den Bildschirm wanderten der Reihe nach seltsame Bauwerke: alpträumhafte Gebilde, teils hundert Meter hoch, sinnlos ineinander verschachtelt und hochgradig einsturzgefährdet. Sie alle bestanden aus Baumstämmen, Lehm und anderen primitiven Zutaten.

»Welchen Sinn haben diese ... Gebäude, Syntron?«

»Keinen erkennbaren.«

»Gut. Liegen neue Erkenntnisse der Forscher vor?«

»Nichts«, antwortete Theta von Ariga. »Nach wie vor keine Anzeichen für physikalische Unmöglichkeiten oder Hyperaktivität. Myles Kantor sagt, das ist ein bildschöner, aber normaler Planet.«

Eine Stunde lang ließ der Arkonide seine Forscher und Computer gewähren. Während überall ringsum Hektik ausbrach, bewahrte er allein die Ruhe. Mehr als zehntausend

Jahre Erfahrung brachten das mit sich; er wußte seine Kräfte einzuteilen. Nach Ablauf dieser Frist erhob sich Atlan. Mit einer knappen Handbewegung stellte er auf der Kommandobrücke Ruhe her.

»Ist die Sprache der Einwohner entschlüsselt, Syntron?«

»Zu 95 Prozent. Die Sonden haben per Richtmikrophon genügend Gespräche aufgezeichnet. Die Einwohner nennen sich selbst Trepeccos. Ihre Welt nennen sie Canaxu.«

»Hab' ich doch gesagt!« warf Philip triumphierend ein. »So einen Namen denkt man sich nicht aus, oder? Den schnappt man auf!«

»Sind die Hypnoschuler mit der Sprache programmiert?«

»Es geschieht soeben.«

»Gut. Aktet Pfest, du stellst eine kleine Space-Jet bereit. Ich will ein Landekommando mit zehn Leuten. Nur Experten bitte, Leute mit Erfahrung. Ich will nicht, daß da unten irgendwas schiefgeht.«

»In Ordnung, Atlan.« Der abgebrochene Riese entfernte sich geräuschvoll; er gab sich alle Mühe, den Metallboden in spürbare Schwingung zu versetzen.

»Syntron! Ich möchte, daß du aus diesen seltsamen Gebäuden ein ganz bestimmtes herausfindest. Ich möchte eines, an dem soeben mit Hochdruck gebaut wird. Das wäre ein lohnendes Ziel.«

»Siebzehn Objekte stehen zur Auswahl.«

»Wir nehmen das nächste.«

Im weiten Rund der Zentrale herrschte sekundenlang Schweigen - bis eine schrille Stimme die Gedanken unterbrach.

»*Das werden wir nicht!*«

»Cessie?« fragte er verblüfft. »Was willst du noch?«

»Meine Pflicht tun! Kraft meiner Befugnisse als Exo-Ökologin dieser Expedition verbiete ich diesen Akt der Einflußnahme. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wissen wir nichts über die Kultur und das Denken der Einwohner. Es kann sein, daß die Trepeccos eine sehr zerbrechliche Vorstellungswelt besitzen. Was, frage ich euch, wird geschehen, wenn sie plötzlich mit Fremden aus dem All konfrontiert werden?«

»Dasselbe wie immer«, warf mit bissiger Stimme Mirrit ein, der 1. Kosmonaut. »Sie wundern sich ein bißchen, und dann reden sie mit uns. Ist es ein Schaden, die Wahrheit zu erfahren?«

»Manchmal ja.« Cessie Briehm öffnete beschwörend die Hände. »Wir hatten schon Fälle von kollektivem Selbstmord, nur weil ein Weltbild zerstört wurde. Es hat deswegen schon Kriege gegeben. Und das, meine ich, dürfen wir nicht riskieren. Willst du das verantworten, Atlan?«

Der Arkonide zögerte nicht lange.

»Ja, ich will«, sagte er zornig. »Was du an die Wand malst, ist ein Schreckgespenst. Die Trepeccos könnten sich auch überfressen und sterben, oder sie gehen an Altersschwäche ein, bevor wir uns entschließen.«

Man konnte sehen, daß sich Cessie Briehm mit äußerster Gewalt - beherrschte.

»Du hast selbst gehört«, fuhr sie fort, »daß da unten viele tausend verschiedene Biotope existieren. Die meisten sind auf irgendeine Weise tödlich. Kannst du dir in etwa vorstellen, welch zerbrechliche Ökologie dafür verantwortlich ist? Schleppe einen einzigen falschen Krankheitskeim ein, und du tötest vielleicht eine ganze Rasse.«

»Syntron?« fragte Atlan feindselig. »Besteht diese Gefahr?«

»Soweit wir wissen, nein. In den Biotopen von Canaxu kursieren derart viele

verschiedene hochgiftige Stoffe, daß menschliche Kleinsterreger nicht gefährlich sind.« »Das mit dem Gift kann ich bestätigen«, warf plötzlich Philip ein. »Sieh bloß zu, daß du da unten nichts in den Mund nimmst, Häuptling!«

Atlan beachtete ihn gar nicht erst.

Statt dessen wandte er sich wieder der Exo-Ökologin zu. »Du hörst ja selbst. Ich erwarte von dir Mitarbeit, Cessie. Bringe mir Analysen, was die Ökologie von Canaxu angeht. Keinen unqualifizierten Schwachsinn.«

»Den Schwachsinn redet ein ganz anderer«, antwortete die kleine Frau tonlos. »Ich halte mein Veto aufrecht. Laut Gesetzestext des Galaktikums verbiete ich hiermit die Landung auf Canaxu, und zwar für den Ablauf von drei Tagen.«

In der Zentrale brach Tumult los. Und hätte sich der Arkonide nicht vor sie gestellt, er hätte für seine Leute nicht garantieren mögen. Atlans Augen trännten vor Erregung. Mehr jedoch war ihm nicht anzusehen, als er die Stimme hob:

»Logbuch der ATLANTIS! Offizieller Eintrag des Expeditionsleiters! Die ExoÖkologin Cessie Briehm verbietet unsere Landung auf dem Planeten Canaxu. Kraft meiner Befugnisse setze ich das Verbot außer Wirkung. Die Landung findet statt.«

8.

Der Turm

Auch wenn es nicht so aussah, war das Land Zuun doch viele Kilometer entfernt.

Zwischen dem Gebirge und dem ersten Grünstreifen lag ödes Gebiet ohne Pflanzenwuchs, mit nichts als pulvrigem, verdorrtem Untergrund. Hier Hapts Spuren zu suchen war aussichtslos. Dazu blies der Wind zu stark. Doch Niisu konnte sich denken, daß der Weg des anderen genauso wie sein eigener zur Baustelle führte. Wer die *Frucht* des Gebirges gegessen hatte, konnte gar nicht anders.

In lockerem Trab legte er die freie Strecke rasch zurück. Das grüne Band, das er gesehen hatte, wuchs rasch zu einer lebendigen Mauer aus Urwaldriesen und unglaublich dichtem Unterholz. Wenn es dort so gefährlich war, wie der erste Blick ihm sagte -- und daran zweifelte Niisu nicht -, durfte er nicht einfach eindringen. Vielmehr mußte er die *Frucht* des Landes *vorher* finden.

Der Nomade bewegte sich entlang der Waldgrenze nordwärts. Und es dauerte keine zehn Minuten; dort im Boden tat sich eine kleine Senke auf. Er fühlte regelrecht, daß dort unten etwas wuchs, tief in der Erde, eine unscheinbare Wurzel. Aber eine Wurzel, die er nötig hatte. Niisu konnte riechen, daß sie da war. Da er kein Werkzeug besaß, grub er sie mit bloßen Händen aus. Auch ein Messer stand ihm nicht zu Verfügung. So versuchte er, die harte Schale mit den Zähnen aufzubrechen, ohne daß zuviel vom Inneren verlorenging. Der Nomade kaute lange Zeit auf den farblosen, trockenen Brocken herum, bis sich von seinem Magen aus die Wärme über den ganzen Körper ausbreitete.

So war es immer.

Niisu verschlief den ganzen Tag. Und weil er in der Nacht ohnehin nichts anfangen konnte, wühlte er sich ein bißchen tiefer in den Mull und hängte die Stunden bis zum Morgengrauen daran.

Das *Land Zuun*:

Tödliches Dickicht ohne Zwischenraum, denn jede Lichtung wird so hart umkämpft wie Beute. Tausend Schlingbäume in hundert Metern Umkreis und die Urwaldriesen, die als einzige dem Überlebenskampf auf lange Sicht trotzen ... Denn sie sind nicht nur Teil des Kampfes, sondern der Kampf findet auf ihnen statt. Millionen giftiger Insekten,

Millionen fleischfressender Blüten, die einen Trepecco-Nomaden schneller verschlingen, als es ein Teich mit glitzerndem Wasser könnte.

Die Geräusche der Nacht entsprangen dem Urwald oder dem Gebirge. Dies jedoch war Niemandsland. Er befand sich in Sicherheit.

Der immerwährende Niederschlag, die stickige Luft... Die Astgabeln, die dem Schläfer kaum mehr Sicherheit bieten als der Erdboden selbst... Ein smaragdernes Band - aus der Entfernung. Die Hölle aber für jenen Wanderer, der sich ins Land Zuun begibt...

Niisu erwachte, ohne wirklich gekräftigt zu sein. Gewiß hatte die *Frucht* in ihm neue Zuversicht geweckt. Aber genauso sicher war, daß es um seine Überlebenschancen schlecht stand; ohne Werkzeug, ohne Vorrat. Doch im Herzen des Landes wuchs der Turm. Er konnte nicht dagegen ankämpfen, weil es seine Bestimmung war. Hatte ein Nomade Angst vor dem Jenseits-Land? Warum also diese würdelose Furcht? Und hinzu kam, daß auch Hapt sich ins Land

Zuun begeben hatte, daran zweifelte er keine Sekunde.

Niisu näherte sich der Waldgrenze mit besonderer Vorsicht. Dort, wo sich ein brauner Ton in den grauen Boden mischte, fing der Bereich fruchtbare Erde an.

Ohrnenbetäubendes Zirpen und Rauschen umfaßte ihn, durchdrungen vom Bersten fester Hölzer. Hundert Meter weit in den Himmel reichte der Wald. Um die höchsten Kronen noch sehen zu können, legte Niisu den Kopf weit in den Nacken. Aber nicht lange, denn je näher er dem Urwald rückte, um so mehr wuchs die Gefahr. Hätte er nur eine Frau getragen ...

Ein zischendes Geräusch warnte ihn, noch bevor er die Gefahr erkannte. Mit einem Satz sprang er beiseite. Dort, wo der Nomade eben gestanden hatte, schlügen giftige Kapseln in den Boden.

Es ist mein Geruch.

Die Pflanzen wissen, daß ich hier bin. Ich rieche so sehr nach Beute, daß sie schon jetzt um mich kämpfen.

Ein Busch am Waldrand hatte die Kapseln abgefeuert. Niisu merkte sich die, Form seiner Blätter, denn Büsche gab es viele. Nicht alles hatte die *Frucht* ihm verraten, solange er geschlafen hatte. Rings um den Standort des Angreifers entstanden wellenförmige Bewegungen im Unterholz. Armdicke Lianen schossen von irgendwoher heran; sie packten den Busch, rauften ihn samt Wurzeln aus dem Boden und durchwühlten sein Blattwerk. Bald hörte jede Bewegung auf. Der Waldrand lag so friedlich da, wie Niisu ihn vorgefunden hatte. Nur in die Lücke tastete sich unverzüglich eine Art dunkelgrünes Moos vor, ohne auf Widerstand zu stoßen. Eine andere Pflanze würde bald kommen und das Moos verdrängen. Bis dahin aber, so wußte er, hatte es längst Samen gebildet und in den Wind geschossen.

Lange Zeit suchte Niisu nach einer geeigneten Stelle.

Dahinten ... Mit einer Hand beschirmte er seine Augen gegen die tiefstehende Sonne. Mehr als zehn Meter ragte der Ast eines Urwaldriesen über den Waldrand hinaus. Niisu sprang so lange daran hoch, bis er den Ast zu fassen bekam. Er zog sich hoch und kletterte vorsichtig in Richtung Stamm. Zehn Meter, zwanzig. Stickige Luft umfing ihn plötzlich, zusammen mit einer Luftfeuchtigkeit, die an dauernden Nieselregen erinnerte. Durch das dichte Blattwerk konnte er nicht weiter als ein paar Zentimeter sehen. Unter diesen Umständen war Überleben Glückssache. Doch dank der *Frucht* wußte er, daß seine Chancen so am besten waren. Das Blattwerk schirmte ihn gegen die Attacken der Bodenbüsche ab. Wenn es Lianen gab, so mußten sie erst die dicken Äste brechen; und das war nicht die Sorte Angriff, die sich ein Urwaldriese gefallen ließ.

Eine halbe Stunde später erreichte Niisu den Stamm. Die pilzbewachsene Borke war rauh und trocken. Und da oben, nur ein paar Meter höher, wuchs eine unscheinbare rote Blüte. Hierher drang kaum Sonnenlicht. Aber dieses wenige reichte schon für eine Existenz im Schattenreich.

Es war eine reife Hoollica. Von den Blüten ging ein betäubender Duft aus. Wenn Niisu genau hinsah, fiel ihm auf, daß rings um die Pflanze sich kein einziges Insekt blicken ließ. Dort gab es keinen Pilzbewuchs, und sogar die Blätter bogen sich von der Hoollica fort, so weit sie konnten.

Kleine Betrügerin.

Aber du bist das Beste, was mir passieren kann.

Niisu kletterte die paar Meter an der Rinde hoch, so schnell er dazu imstande war. Und bevor ihm etwas zustieß, erreichte er den Ast, auf dem die Blume wuchs.

Behutsam prüfte er das Holz; der Ast würde sicher halten. Niisu kroch nach vorn. Er streckte einen Arm' aus, faßte die Hoollica und zupfte sie mit einem festen Ruck aus ihrem Wurzelplatz in der Rinde. Der Duft nahm ihm fast den Atem. Dennoch brach er die Blüten auf, ohne Zeit zu verlieren. Jede Sekunde konnte von irgendwoher eine der Lianen kommen - und er hätte keine Chance, sich gegen sie zur Wehr zu setzen.

Klebriger Saft lief aus den Blüten. Niisu schmierte damit seinen ganzen Körper ein, von den Füßen bis zum Kopf. Nun ging von ihm der Geruch einer Blaticc-Pflanze aus, der giftigsten Kreation, die das Land Zuun hervorgebracht hatte. Das war der Grund, weshalb man die Hoollica eine Betrügerin nannte: Sie tarnte sich mit Blaticc-Duft.

Im Urwald war er ebenso schwach wie sie. Eine verletzliche Pflanze, deren Glieder leicht zu brechen waren ... Er hatte Tarnung nötig.

Als Niisu vom Baum kletterte, wichen ihm die Äste aus. Es war verrückt, aber genauso war es. Die Blätter der Büsche bogen sich beiseite, und die Insekten schwirrten in großem Bogen um ihn herum. Anhand der spärlichen Sonnenstrahlung orientierte sich Niisu. Er schlug den Weg direkt ins Zentrum des Landes ein.

Nach einer halben Stunde war er durchnäßt, nach einer weiteren war er mit den Kräften am Ende. Sich durchs Unterholz zu wühlen, war keine leichte Sache. Dennoch hielt er durch, bis die Dunkelheit hereinbrach. Am nächsten Morgen fand er Wasser in weit ausladenden Blütenkelchen, und Beeren, die man essen konnte. Ringsum tobte der Kampf ums Überleben. Während der nächsten Tage lernte er die Gefahren des Landes Zuun aus eigener Anschauung kennen.

Ohne die Hilfe der *Frucht* hätte er keine zehn Minuten überstanden. Die Lianen, die man so sorgfältig meiden mußte, stammten von Parasitenpflanzen auf den Rücken der Urwaldriesen. Die Büsche kämpften erbittert um jeden Fußbreit Boden. Es gab giftige Insekten und solche, deren bloße Anzahl sie schützte. Milliarden ... Manchmal war ein ganzer Busch so dicht bedeckt, daß man kaum noch seine Farbe sah. Aber ein solches Schauspiel dauerte nur Minuten. Spätestens dann fielen die größeren Insekten in Scharen ein: bis sich wiederum die Büsche nebenan die dicksten Brocken aus dem Schwärml fischten.

Sieben Tage überstand er ohne Zwischenfall. An Cahlie, seine Sterngefährtin, dachte er kaum noch; er hatte genug zu tun, sich am Leben zu erhalten. An diesem Tag hörte er die klopfenden Geräusche. Es waren Trepecco-Trommeln, nicht mehr als eineinhalb Tagesmärsche entfernt.

*

Und es war auch der Tag, an dem er zum erstenmal einem Blaticc gegenüberstand. Was er sah, unterschied sich auf den ersten Blick nicht von einem normalen Laufbusch. Der

Geruch jedoch war noch stärker als sein eigener. Niisu verhielt mitten im Schritt. Auf den zweiten Blick offenbarten sich die Einzelheiten: Der Blaticc war etwa so großgewachsen wie ein Trepecco-Nomade und kugelförmig. Dort, wo man durch normale Büsche hindurchsehen konnte, wölbte sich ein fester Leib. Von den Enden der Zweige sprossen gelbe, spitz zulaufende Blüten. Niisu wußte, daß ein Blaticc damit auf mehrere Meter Entfernung zielsicher schießen konnte. Dieses Gift respektierten sogar die Urwaldriesen.

Der Busch bewegte sich.

Das ist mein Revier.

Es war, als habe der Blaticc in ihm einen Konkurrenten erkannt, als täusche der Duft der Hoollica ihn genauso wie den Rest des Waldes.

Nisu wich einen kleinen Schritt zurück. Er tastete vorsichtig über den Boden, fand das halb vermoderte Bruchstück eines Astes und hob es auf. Ringsum kam das Leben zum Stillstand. Nicht einmal die Laufbüsche bewegten sich, und plötzlich war nirgendwo mehr eine einzige Liane zu sehen.

Hat ein Blaticc Augen? Kann er mich sehen? Oder riecht er mich? Das muß er... Oder er ist imstande, meine Bewegungen über die Erschütterung des Bodens wahrzunehmen. Niisu schleuderte das Aststück von sich, mitten in eine Buschinsel, keine fünf Meter von dem Blaticc entfernt. Und plötzlich brach die Hölle los. Die Büsche zuckten zusammen, sie schnellten förmlich aus der Erde, verstellten sich dabei gegenseitig den Weg. Feine, gelbe Geschosse schwirrten durch die Luft, deren Gift für Tier- und Pflanzenwelt gleichermaßen wirksam war. Der Blaticc stürzte sich mitten ins Getümmel.

Nisu nutzte die Gelegenheit.

Mit leichten Schritten schlich er nach hinten, bis er die unmittelbare Kampfzone verlassen hatte. Er schlug einen weiten Bogen durchs Unterholz und setzte dann seinen Weg fort. Der Blaticc hatte sein Opfer längst gefunden. Kurze Zeit später kehrte hinter Niisu Ruhe ein.

Aber nicht vor ihm: Wie ein pulsierender Klang durchschnitt das Trommeln den Urwald, gleichsam *atmend*, obwohl das Geräusch noch weit entfernt war. Gegen Abend fand Niisu eine leere Astgabel. Doch er schlief die ganze Nacht nicht, weil in seinem Innersten das Trommeln weiterging. Am Morgen darauf suchte er Nahrung und Wasser, so gut es ohne Werkzeug möglich war, und setzte seinen Weg mit großer Eile fort. Bis zum Mittag wanderte er. Das Geräusch wurde immer lauter - hinter jedem Urwaldriesen erwartete er den Turm auftauchen zu sehen, den die Trepeccos bauten, dessen Bau die *Frucht* befohlen hatte. Oder war es nur ein Instinkt, der die Trepeccos antrieb? Eine vererbte Verhaltensweise, über die man nicht reden mußte, der man einfach folgte?

Nisu hatte keine Ahnung.

Es interessierte ihn auch nicht.

Denn durch das Blattwerk der Bäume und Büsche schimmerte ein seltsames Gerüst. Er durchbrach die letzte Vegetationslinie und fand sich auf einer steinigen Lichtung wieder, die zu allen Seiten von einem grünen Band umschlossen wurde. Etwa zweitausend Trepeccos waren in hektischer Aktivität begriffen; sie alle liefen durcheinander, umeinander, miteinander in alle möglichen Richtungen. Nur Kinder gab es nirgendwo. Über alles hatte sich betäubend schwer der Duft von Hoollica-Pflanzen gesenkt. Die Lichtung war nicht besonders groß, eher von der Fläche eines mittleren Hügels. Eine Art Hüttendorf erhob sich am Rand, dem Urwald sehr nahe.

Und daneben stand der Turm.

Oder das jedenfalls, was einmal ein Turm werden sollte. Das Gebilde setzte sich zusammen aus einer Unzahl verschiedenster Baumfragmente: aus bearbeitetem Holz und Rinden, aus Gesteinsfundamenten, denen nicht zu trauen war, und aus Eisenbeschlägen, die Niisu in solcher Menge nie vorher gesehen hatte. Mitten im Gerüst hingen Plattformen aus Holz. Dort schnitzten und hämmerten Trepecco-Nomaden zu Hunderten an Balken oder Trägern herum. Jede der Etagen war etwa drei Meter hoch und bestand aus einer Unmasse Material, von dem Niisu zu gern gewußt hätte, woher es stammte. Niemand schenkte ihm Beachtung. Unschlüssig stand er lange Zeit da.

Mehrmals liefen andere Nomaden nahe an ihm vorbei - und beklagten sich, er stünde im Weg. Niisu hatte sich lange nicht so verlassen gefühlt. In einer Gruppe unterwegs zu sein, allein oder gar inmitten dieser Menge war jeweils etwas ganz anderes. Am Rand dieses Riesenbetriebes war er nicht mehr als ein Störenfried, der seinen Platz noch nicht gefunden hatte.

Schließlich folgte er dein Klang der Trommeln.

Sie waren der Wegweiser.

Aus der ganzen Umgebung reisten Nomaden an, und die Trommeln dienten dazu, sie alle ans Ziel zu leiten. Im Land Zuun war das besonders wichtig, weil man mit etwas Pech wochenlang durch den Urwald irren konnte. Die Trommeln standen am Rand der Lichtung. Drei Läufer schlugen mit Holzklöppeln gegen ausgehöhlte Baumstümpfe. Besonders zähe Blättersorten verschlossen die Enden.

Auf dem Rücken eines Läufers hockte mit verschränkten Beinen eine Frau. Es war die erste, die er seit Cahlies Tod zu Gesicht bekam. Ihr verschrumpelter Schädel war ein Sinnbild der Weisheit, ihr kurzer Rumpf ein Symbol der Verdauung, wie ein Mann sie niemals haben würde.

Er trat nahe an die beiden heran.

»Mein Name ist Niisu«, sagte er. »Ich wurde von meinem Stamm getrennt. Aber ich habe mich auf eigene Faust bis hierher durchgeschlagen.«

Die Andeutung eines Lächelns huschte über das Gesicht der Frau. »Niisu ist dein Name. So. Ich will, daß du mir den Rücken zudrehst.«

Verwirrt schüttelte er den Kopf. »Wie?«

»Dreh dich um!«

Diesmal klang ihre Stimme ungehalten, also drehte er sich um, bevor sie wütend wurde.

»Bist du zufrieden?« In seinem Rücken spürte er ihren beißenden Blick.

»Du hast eine Wunde an deinem Nacken.«

»Hoo! Darum geht es also! Ich habe eine Frau getragen. Sie wurde getötet, als uns im Land Boor ein Unwetter überraschte.«

»Was ist mit deinem Stamm?«

»Ich rechne damit, daß sie alle irgendwo hier sind.«

»Es hat ein Unglück gegeben. Vor vier Tagen. Vielleicht sind sie tot. Die Neuankömmlinge waren alle in derselben Gruppe.«

»Dann suche ich mir einen neuen Stamm.«

Die Frau auf dem Rücken ihres Läufers zögerte lange. »Nun gut, Niisu ... Mein Name ist Jacuut. Ich möchte wissen, ob in dir das Feuer brennt.«

»Es brennt in mir. Gib mir Werkzeuge und eine Aufgabe, und ich arbeite bis zur Erschöpfung.«

»Ich sehe dir an, daß in dir noch ein Hintergedanke ist.«

»Nein«, log er, »das ist nicht wahr.«

»Wir werden sehen ... Folge mir, ich weise dich ein. Der Turm wächst so langsam, daß

wir jeden Helfer brauchen. «

Jacuut und ihr Läufer verschafften ihm Wasser und eine Mahlzeit. In seinem Denken arbeitete es: Vollständig gelogen hatte er nicht, denn sein einziges Ziel bestand im Augenblick darin, diesen Turm wachsen zu sehen. Er träumte, auf dem Gipfel seiner Welt zu stehen, an den Horizont zu schauen und das *Jenseits-Land* zu erblicken, von dem er so oft gehört hatte.

Aber am Anfang stand die Arbeit. Seine Aufgabe war es, neues Material heranzuschaffen. So fand er wenig Gelegenheit, nach seinem Stamm Ausschau zu halten. Zwei Frauen übernahmen den Trupp. Mit hundert Trepeccos drangen sie in den Waldrand vor. Sie suchten sich den größten Urwaldriesen und brachten zwei Stunden dabei zu, mit einer spitzen Eisenstange Löcher in den Stamm zu bohren. Der Riese wehrte sich nicht. Jemand besorgte dünnflüssigen Pflanzensaft, der ähnlich roch wie das Gift der Blaticcs. Durch die Löcher trüffelten sie den Saft, warteten eine Stunde ab - und fingen an, den Stamm abzuholzen. Die anderen sagten ihm, der Saft habe den Riesen getötet. Vor den Lianen und sonstigen Parasiten nahmen sie sich in acht, doch der Baum selbst war völlig ungefährlich.

Niisu gehörte zur Gruppe jener Trepeccos, die ihn endgültig zu Fall brachten. Mit unglaublichem Getöse durchbrach der fallende Koloß die Kronen kleinerer Bäume, zermalmte unter sich Sträucher, Laufbüsche und die Nester von Insekten.

Niisu verbrachte zehn Tage in einem Rausch. Er lebte mit dem Rhythmus der Trommeln, bei Tag und bei Nacht. In diesem Gewimmel hatte jeder seine Aufgabe, auch wenn es zuerst nicht so aussah. Manche sorgten für Nahrung, andere schmiedeten Eisen an kleinen Erdöfen zu Nägeln um. Ständig kamen neue Stämme hinzu, manche mit mehr als fünfzig Personen zugleich.

Dann aber ließ sich Niisu einem anderen Trupp zuteilen, um endlich auch am eigentlichen Turmbau teilzunehmen. Einen Tag lang kletterte er in den höchsten Etagen des Turms herum. Irgendwie hatte alles mit dem *Jenseits-Land* zu tun ... Was sie aber alle zu diesem Irrsinn trieb, wußte keiner.

Die Arbeit begann am nächsten Morgen früh. Allerorten erhoben sich Trepeccos von ihren primitiven Lagern. Manche krochen aus Zelten, andere hatten sich regelrechte Nester aus Laub gebaut. Und als endlich auch der Rhythmus der Trommeln wieder einzog, geschah etwas Seltsames. Plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. In der Luft lag ein sonderbares Geräusch, wie es Niisu niemals zuvor gehört hatte. Wie der Wind, der durch hohe Wipfel fegte, oder wie ein Brausen, das die Nähe des Wirbelsturms verhieß.

Aber es gab keinen Wind.

Viele Hälse reckten sich gen Himmel.

Niisu wollte den Blicken folgen, so, wie es alle taten - doch er kam nicht dazu, weil ein einziges Gesicht plötzlich aus der Menge stach. Einer der Nomaden, gerade zwanzig Meter entfernt! Am Ende dieses Balkens, der von einer Seilwinde ins neunte Stockwerk gezogen wurde ...

*Es ist Hapt! Ich habe immer daran geglaubt, auch wenn ich ihn fast vergessen hatte.
Wenn ich ihn töte, werden die Frauen mich verstoßen. Ich werde im Wald des Landes
Zuun sterben. Aber ich weiß, daß ich keine Wahl habe.*

Wie in Trance bewegte sich Niisu vorwärts.

Fast hörte er nicht mehr das Brausen, das am Himmel zu einem orkanartigen Geräusch anschwoll, das mit seiner Intensität selbst den Rhythmus der Trommeln übertönte. Hapt bemerkte ihn nicht. Der andere starre hoch.

Seine Kehle liegt bloß. Es ist schrecklich, daß er mich nicht sehen kann. Ich will, daß du mich siehst, Hapt. Du sollst wissen, daß du stirbst. Wenigstens eine Sekunde lang.

Niisu zog das Messer aus dem Beutel.

Bevor er zustechen konnte, lief ein Aufschrei durch das Lager. Etwas weckte ihn aus der Trance, vielleicht die Tatsache, daß selbst der Schlag der Trommeln stockte. Niisu schaute erschrocken auf, hatte jetzt aber keine Zeit mehr. Denn in diesem Moment brach allgemeine Panik los.

Die Trepeccos stürmten planlos vorwärts, jeder in eine andere Richtung, Läufer mit ihren Frauen auf den Rücken. Niisu wurde umgestoßen. Hapt war plötzlich verschwunden, ohne daß er ihn verfolgen konnte.

Als Niisu auf die Beine kam, schwebte vom Himmel ein sonderbares Ding. Der Anblick ließ in ihm sämtliche Dämme brechen. Er verlor völlig die Kontrolle über sein Denken, seine Handlungen. Kopflos stürmte er mit den anderen, im Kreis, um den Turm herum. Erst allmählich setzten sich die Stimmen der Frauen durch.

Ihr Geschrei brachte endlich auch Niisu zur Vernunft. Denn diesem schimmernden, kreisrunden *Etwas*, das wie ein riesenhafter Vogel vom Himmel stieg, vermochten sie nicht zu entkommen. *Vielleicht die ersten Boten aus dem Jenseits-Land*, durchzuckte es ihn. *Oder etwas völlig Fremdes, das zum Land Zuun gehörte, von dem aber nicht einmal die Frucht uns berichtet.*

Die Geräusche verstummten. Lautlos ging das Objekt mitten auf der Lichtung nieder. Und was nun folgte, versetzte ihm den womöglich größten Schock: In der glatten Unterseite des *Dings* gähnte plötzlich ein viereckiges Loch. Der Reihe nach kamen weiß- und grünhäutige Gestalten herausspaziert. Einige sahen aus wie Trepeccos, von der weißen Farbe abgesehen. Die anderen, die mit der grünen Hautfarbe und der unglaublich breiten Gestalt, verhielten sich, als gebe es im Urwald des Landes Zuun nicht das geringste zu fürchten. Doch damit hatten sie einen riesigen Fehler begangen. Niisu und die anderen standen wie erstarrt. Sie blähten ihre Nasenflügel; keiner, der nicht den intensiven Geruch auffing, dem angesichts dieses unglaublichen Fehlers nicht Hitze durch den Schädel lief.

Welch ein furchtbarer Gestank. Diese Fremden ... Sie rochen nach Beute der leichtesten Art. Es war so deutlich, daß der Geruch auch den Rand des Waldes erreichte. Niisu hörte nur noch das Ächzen der Bäume. Er hatte das Gefühl, als beugten sich jetzt sämtliche Urwaldriesen über sie.

*

Die Space-Jet trug keinen Eigennamen. In der Kanzel befanden sich Aktet Pfest, der Überschwere, als Pilot, dazu Atlan, Philip und zwei Leute aus Pfests Landekommando. Die anderen sieben warteten an der Mannschleuse, im unteren Teil der Jet. Alle hatten sie eine kurze Intensivschulung der leichten Art in der Sprache der Trepeccos hinter sich. Wäre es darauf angekommen, jeder von ihnen hätte sich verständigen können. Die Schulung wirkte nicht lange: In ein paar Wochen würden sie die Sprache vergessen. Die riesenhafte Kugel der ATLANTIS driftete zunächst langsam unter ihnen weg, dann schrumpfte sie rasend schnell zu einem angestrahlten Punkt unter Millionen Sternen. Atlan versuchte, die Große Leere mit bloßem Auge auszumachen. Doch in der Lichterflut ringsum war das unmöglich. Indessen wuchs Canaxu immer weiter an; der Planet erfüllte zunächst seinen halben Gesichtskreis, bis sie in die Atmosphäre tauchten und der Horizont länger wurde. Aktet Pfest ließ die Jet spielerisch auf der Atmosphäre tanzen. Keiner störte sich daran: solange sie nur das Ziel erreichten. Es gab keine Kontinente, an deren Form sich das Auge hätte orientieren können. Statt dessen suchte

Atlan als Markierung ein schmales, U-förmig geschwungenes Gebirge aus, das an der dicksten Stelle nicht breiter als fünfhundert Kilometer war. Und in die Mitte dieses Hufeisens dirigierte Aktet Pfest das Raumschiff.

Immer tiefer sanken sie, direkt auf eine ausgedehnte Dschungellandschaft zu. Aus zehn Kilometern Höhe erkannte Atlan erstmals das Ziel: eine Art Lichtung, die von oben winzig klein aussah, aber sicherlich einen halben Kilometer durchmaß. Fünf Kilometer, vier, drei... Die Fallgeschwindigkeit sank, während erste Details auftauchten. Etwas an den Rand gerückt, mit dreißig Metern Abstand zum Dschungelrand, breitete sich eine seltsame Balkenkonstruktion auf der Lichtung aus.

»Langsamer jetzt, Aktet!« rief er.

»Richtig so!« warf Philip triumphierend ein. »Seht euch nur alles genau an!«

Die Fernoptik holte Ausschnitte der Lichtung so nahe heran, als wären sie bereits gelandet. Auf steinigem Untergrund erhob sich ein »Turm« aus Holz und Baumrinde, der auf einer besonders wackligen Art von Fundament ruhte. Tausend verschiedene Ebenen durchdrangen einander, gerade, schräg und seitwärts. Insgesamt ließen sich sechzehn Stockwerke ausmachen, jedes etwa drei Meter hoch. Bei dreißig Metern Grundfläche ergab das ein respektables Gebilde. Die Space-Jet war sehr viel kleiner. »Jetzt haben sie uns!« meldete Aktet Pfest konzentriert. Seine Stimme klang wie das Murmeln eines fernen Gewitters.

Knapp dreitausend Trepeccos, so schätzte der Arkonide, legten in diesem Augenblick ihre Arbeit nieder. Sie alle starnten himmelwärts - bis die Panik einsetzte. Eine Weile rannten die schwarzhäutigen Nomaden im Kreis, als wollten sie gleichzeitig sowohl fliehen als auch ihr Bauwerk schützen. Manche Trepeccos verbargen sich in ihrem Hütendorf, am Rand der Lichtung. Andere suchten den nahen Waldrand, aber viele waren es nicht.

Und am Ende blieben die meisten stehen.

Aktet Pfest ließ die Jet wie eine Feder sinken.

In seinen Fingern juckt es, behauptete der Logiksektor. Am liebsten würde er eine Katastrophenlandung bauen, sich draußen austoben und dann erst reden.

Atlan war das egal. Er hatte seine Leute im Griff.

Sekunden später landete das erste Beiboot der ATLANTIS auf dem Boden von Canaxu. Sie alle legten leichte Schutzkleidung an, bis auf Philip, der seine eigene Ausrüstung trug. Atlan ließ die Schleuse beiseite fahren. Stickige Luft drang ein, die ihm fast den Atem raubte. Hinzu kam ein betäubend schwerer Blüten- oder Pflanzengeruch. Die erste Bö trug einen Schwall von Nieselregen, der in diesem Urwald niemals endete.

Das Antigravfeld beförderte ihn zwei Meter zum Boden hinunter. Zu seinen Füßen spürte er das bewegliche Geröll, mit Kieseln durchsetzt, und vom Himmel brannte die gelbe Sonne mit scharfen Ultraviolett-Werten herab. Was er nicht erwartet hatte: Aus Bodenhöhe sah die Atmosphäre regelrecht grün aus. Wolkenfelder überzogen den Horizont mit einem breiten Band. Mit violetter Färbung stellten sie einen wunderschönen Kontrast dar. Dazu die Skyline der Urwaldbäume, die ewige Dämmerung im nahen Unterholz, der verschachtelte Turmbau - und die Trepeccos. Schwere Schritte nahten hinter ihm.

Der Überschwere Aktet Pfest und seine Kämpfer bildeten eine lockere Kette. Der Ennox Philip dagegen spazierte so lässig durch die Formation, als gehe ihn Sicherheit nichts an. »Das sind sie!« sprudelte es aus

Philip hervor. »Ein bißchen ängstlich! Aber wer wäre das nicht...«

In der Luft lag ein seltsames Geräusch. Ein Stöhnen, meldete sich Atlans Extrasinn. Sei

vorsichtig! Die Laute stammen nicht von Trepeccos. Es hörte sich an wie das Stöhnen der Erde selbst. An der Spitze seiner Leute näherte er sich mißtrauisch den Trepeccos. Schräg hinter ihm folgte mit zappelnden Bewegungen Philip, als könne er es nicht erwarten, den Kontakt zwischen Galaktikern und Nomaden mitzuerleben.

Die Bäume! Sieh auf die Kronen der Bäume!

Aber das, was sich am Rand tat, interessierte Atlan wenig. Mit der Flora konnte er sich später beschäftigen. Zuerst waren die Trepeccos an der Reihe. Eine dichtgedrängte Phalanx von schwarzhäutigen, dünnen Gestalten erwartete sie. Ein ungutes Gefühl bemächtigte sich seiner. Erstarrt vor Schrecken, so nahm er den Ausdruck dieser asketischen, feingeschnittenen Gesichter wahr. Die Hälfte aller Blicke galt ihm und den Überschweren unter Aktet Pfest, doch die andere wanderte über imaginäre Linien am Horizont.

Narr! Das ist Todesangst! Ich habe dir gesagt, du sollst den Wald beobachten!

Der Arkonide blieb stehen und hob beide Arme. »Ich grüße euch!« rief er im erlernten nasalen Dialekt dieses Volkes, so laut er konnte. »Mein Name ist Atlan! Ich und meine Begleiter kommen in Frieden! Wir haben die Absicht, mit euch zu reden und vielleicht Waren auszutauschen!«

Manche unter den hochgewachsenen, sehnigen Trepeccos trugen kleinere Gestalten auf den Schultern, die nicht größer als einen halben Meter waren, dazu verschrumpelt und mit riesigen Wasserköpfen. Es waren die Frauen dieser Rasse, so wußte er seit der Hypnoschulung, offenbar intelligenter als ihre männlichen Partner und mit Führungsrollen ausgestattet. An sie wandte sich Atlan ganz besonders; aber gerade aus ihren Blicken sprach nackte Furcht.

Erneut das ächzende Geräusch, als tue sich der Schlund der Erde selbst auf. Diesmal schreckten selbst die Überschweren aus ihrer Bärenruhe. »Atlan!« rief Aktet Pfest.

»Die ...« »Die Bäume!«

Eine wallende Bewegung lief durch die Kronen der Urwaldriesen, dann folgte ein kollektiver pflanzlicher Aufschrei, der wie das tausendfach verstärkte Bersten eines Holzstamms klang. Die Kronen neigten sich zur Lichtung. Ein Beben ließ den Boden zittern, Geröll machte sich scheinbar selbstständig und sprang meterweit durch die Luft. Unter den Trepeccos brach Panik aus.

Sie schrien etwas, was wie »Zuun« klang, zwischendurch immer wieder Worte wie »Flucht« und »Beute« oder »Gestank«. Was sollte das? Die Trepeccos rannten wild durcheinander. Über die Richtung waren sie sich un-eins, nur fort von den Galaktikern, das war die einzige Grundregel. Atlan begriff, daß nicht *sie* die Ursache waren, sondern daß irgend etwas mit dem Wald geschah, was die Nomaden genausowenig erkannten wie der Landungstrupp der ATLANTIS. *Sei dir nicht zu sicher, Arkonide! Erinnerst du dich an Cessie Brieems Warnung? Und dann denke über die wahre Ursache nach!*

Er hatte keine Zeit dafür. Wie bei einem Beben faltete sich unter seinen Füßen die Erde auf. Zwischen ihm und der Space-Jet klaffte plötzlich ein bodenloser Riß - und aus dem Riß stießen meterdicke Wurzelgebilde empor, mit zuckenden Bewegungen, eindeutig auf die zehn Galaktiker gerichtet.

Atlan aktivierte seinen Schutzschirm. Keiner trug spezielle Kampfausrüstung - es handelte sich um leichte Modelle.

Aktet Pfest wurde in hohem Bogen durch die Luft geschleudert. Ein dicker Arm schüttelte Erde ab und griff den Überschweren. *Als ob er Augen hätte...* Pfest stieß ein tierisches Gebrüll aus. Als habe dieser Laut das Signal gegeben, brach endgültig die Hölle los. Die Lichtung erwachte zu chaotischem Leben. Atlan sprang mit größter Mühe

einem Wurzelarm aus dem Weg, der es eindeutig auf ihn abgesehen hatte.

Einer von Aktet Pfests Männern hatte weniger Glück: Zwei biegsame Pflanzengebilde erwischten ihn zugleich, und schon zappelte der Mann wie in einem riesenhaften Schraubstock. Es war ein Überschwerer! Ein Mann, der mit bloßen Händen Wände niederreißen konnte. Splitter von Pflanzenmaterial fetzten bündelweise durch die Luft. Im selben Augenblick kamen weitere Wurzeln hinzu. Der leichte Schutzschirm zerplatzte wie eine Seifenblase. Er war für die Absorption von Energie ausgelegt, auch für ein Feuer oder eine Explosion, nicht jedoch auf mechanische Gewalt dieser Art. Als Atlan durch einen unüberschaubaren Wust Blut spritzen sah, wurde er leichenblaß.

Vorsicht!

Mit einem mächtigen Satz hechtete er beiseite.

Neben ihm schoß eine dicke Wurzel aus dem Boden.

Der Wald selbst bewegte sich auf die Galaktiker zu.

Jede einzelne Pflanze schien zu tödlichem Leben erwacht, selbst die massiven Urwaldriesen. Der Turm der Trepeccos barst und wurde in tausend Bruchstücke zerfetzt. Zu Hunderten wurden Trepeccos über die Lichtung getrieben - ohne Ausweg, denn die Umgebung erwachte zu einem einzigen Inferno. Ein Regen aus Kieselsteinen kam herunter, wie ein dicker, undurchsichtiger Vorhang.

Atlan rollte sich ab, wieder in eine andere Richtung, und entging nur um Haarsbreite den zupackenden Fangarmen aus der Tiefe der Erde. Dieser Urwald war ein lebendiges Gebilde! Und etwas hatte ihn in solche Raserei versetzt, daß kein Stein auf dem anderen blieb.

Wir sind es selbst gewesen! stellte der Extrasinn fest. Der Wald reagiert auf irgend etwas! Vielleicht auf unseren Geruch oder auf die Space-Jet!

Elektromagnetische Felder?

Ja, wäre möglich.

Zwei Überschwere wirbelten meterhoch durch die Luft. Aktet Pfests Stimme durchschnitt sekundenlang den Lärm, tauchte aber wieder unter, bevor eines seiner Worte Sinn machen konnte. Und die Space-Jet! Sie war halb im Boden versunken! Der Diskus kippte!

»Philip! Her zu mir!«

Schwarze Gestalten kreuzten seinen Weg. Die Trepeccos hatten offensichtlich völlig den Verstand verloren. Ein fürchterliches Gemetzel lichtete ihre Reihen. Aufgepeitschte Wurzeln schnallten kraftvoll und völlig unberechenbar über den Boden. Blutüberströmte Leichen wurden in die Erde gezogen, so als verlange der Boden selbst sein Opfer.

»Philip!«

Kein Zeichen von dem Ennox.

Atlan bewegte sich zur Space-Jet hin. Jedenfalls versuchte er das. Obwohl er wußte, daß die Überschweren denselben Weg vor Augen hatten, gelangte nicht einer ans Ziel.

Etwas erwischte ihn von hinten, doch der Arkonide sah nicht mehr, was es war. Eine Sekunde lang hatte er das Gefühl, sein Rückgrat sei gebrochen. Er rappelte sich auf und rannte irgendwohin,

bevor die Wurzel ihn erwischen konnte.

Atlan aktivierte das Funkgerät.

»Kommandant an Space-Jet!« brüllte er. »Syntronischer Autopilot übernimmt das Schiff! Selbsttätig Hilfe bringen! Hol uns raus! Auf Trepeccos ist Rücksicht zu nehmen, alle anderen Lebensformen werden vernichtet!«

Und aus dem Krater erhob sich unversehrt, wie in Zeitlupe, die Space-Jet. Der Diskus stieg auf zwanzig Meter Höhe. Ein blasser Strahl schlug aus dem Rumpf, Gleichzeitig verdampften die Wurzelstränge, die aus dem Boden nach der Jet hatten greifen wollen. Ein ungeheures Aufstöhnen lief durch die Erde, und Atlan wurde meterweit durch die Luft geschleudert.

Da war der Ennox!

»Philip, hierher!«

Aus dem Hintergrund peitschten lianenartige Gewächse heran. Von einer Sekunde zur anderen steckte der humanoide in einem Irrgarten aus Zweigen und armdicken Gewächsen fest, von dem niemand wußte, woher er kam. Aus einer Erdspalte schlängelten sich Wurzelköpfe.

Philip riß den Mund auf. Sein Schutzhelm begann zu flackern - und plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, war der Ennox verschwunden. Der Angriff ging ins Leere.
Er ist den Kurzen Weg gegangen, analysierte Atlans Extrasinn.

Eine Sorge weniger.

Aus dem Getümmel tauchte ein Nomade auf.

Seine Körperhaltung wirkte so stolz und unnahbar, daß dem Arkoniden ein Schauer über den Rücken lief. Vom Himmel schlugen ringsum grelle Strahlen ein. Die Space-Jet brachte einen halben Weltuntergang. Dutzendweise verglühten die Wurzelstränge im Strahlfeuer, der Waldrand loderte in hellen Flammen; und dieser Nomade stand da, als schiebe er *ihm*, Atlan, die Schuld an allem zu.

Das ist nicht mal falsch, alter Narr.

Sei still! maulte er den Extrasinn in Gedanken an.

Er ist verletzt.

Hinter dem Trepecco tat sich der Boden auf.

Atlan dachte nicht nach.

Er schnellte mit aller Kraft vor und riß den anderen von den Beinen. Der Griff der Wurzel ging ins Leere. Und in der Sekunde darauf stand in weitem Umkreis alles in Flammen. Atlan schaltete einen Moment lang seinen Schutzhelm aus; er warf sich auf den Trepecco. Kein Widerstand? Nicht einmal ein Zucken... Hitze und Rauch waren unerträglich, doch er spürte in seinen Händen die Schaltung. Instinktiv erweiterte er den Radius des Schirms. Als es genug war, um sie *beide* zu schützen, ihn und den Nomaden, aktivierte er das Feld. Der Syntron der Jet erkannte das Signal. Ringsum dampfte die Erde, und das Zucken des Bodens erstarrte im Lauf weniger Momente.

Atlan war blind.

Er konnte lange Zeit nichts sehen, bis sich die arkonidischen Augen vom Schock der Strahlerschüsse erholt hatten. Seine Wangen waren naß vor Feuchtigkeit. Und der Trepecco? Noch hielt er den sehnigen Körper umklammert, der so seltsam roch und sich so seltsam anfühlte. Keine Bewegung. Mit beiden Händen spürte er am Rücken des Fremden Blut.
»Keine Angst!« rief er ihm in der Sprache der Nomaden zu. »Ich bringe dich hier heraus!«

Doch es war nicht mehr notwendig.

Als seine Sehfähigkeit in vollem Umgang wiederhergestellt war, registrierte er ringsum schwarz verbrannte Landschaft. Ab und zu irrten Gestalten desorientiert durch die Krater und Erdfalten. Der Reihe nach erhoben sich Aktet Pfest und seine Leute. Einer fehlte - der, den Atlan hatte sterben sehen. Nahe bei den Überresten des Turms ging die Space-Jet nieder. Keiner wagte es, die Schutzhelme auszuschalten.

Erst als er mit seiner Last die Schleuse durchschritten hatte, atmete der Arkonide auf. So

schnell er konnte, schaffte er den Trepecco in die winzige Krankenstation der Space-Jet. Der Fremde blieb bewußtlos liegen.

»Medo«, brachte der Arkonide hervor, immer noch atemlos. »Versuche, etwas für ihn zu tun.«

»Wer ist das?«

Aktet Pfest war hinter ihn getreten.

»Ich habe keine Ahnung. Ein Trepecco, den ich retten konnte. Er ist verwundet.«

»Und was ist mit Philip?«

»Er ist den Kurzen Weg gegangen.«

»Dann taucht er bald wieder auf«, grollte der Zwerg mit der grünen Haut. »Unkraut vergeht nicht.«

»Falsch, Aktet. Hast du vergessen, daß die Ennox einen der Sampler-Planeten nie direkt erreichen können? Ich habe so ein Gefühl, als käme er so schnell nicht wieder...«

»Dann kommen wir allein klar.«

»Ja, aber ... Still!«

In diesem Augenblick regte sich der Nomade. Zunächst schlug er die Augen auf, dann fixierte er mit einem fürchterlichen Blick Atlan.

»Bist du aus dem *Jenseits-Land*?«

»Nein«, sagte der Arkonide leise. Die fremde Stimme jagte ihm einen Schauer über den Rücken. »Mein Name ist Atlan.«

»Ich heiße Niisu.«

Eine Weile herrschte Schweigen. »Du wirst mir erklären müssen, was das ist: das Jenseits-Land. Und ... ich bin der, der für die Katastrophe verantwortlich ist. Es war meine Schuld.«

»Ich weiß. Ich kann es riechen.«

Atlan verstand nicht, was der Trepecco meinte. Doch er hatte keine Gelegenheit mehr, nachzufragen; der Fremde namens Niisu schloß die Augen. Die Gestalt sank zusammen und regte sich nicht mehr.

»Er schläft«, erklärte der Medorobot.

»Dann sieh zu, daß du die Blutung stoppst.«

Er und die Überschweren streiften Kampfanzüge über. Nochmals traten sie hinaus ins Freie, diesmal mit voller Feuerunterstützung der Space-Jet. Es gab keinen Zwischenfall mehr. Der Widerstand des Dschungels war gebrochen.

Die Galaktiker machten sich auf die Suche, doch zwischen all der Verwüstung fanden sie keinen einzigen lebenden Trepecco mehr. Ein paar Leichen lagen herum. Den Rest hatte die Erde verschluckt - im buchstäblichen Sinn des Wortes.

ENDE

Unbeabsichtigt ist Atlan zum Auslöser einer verheerenden Katastrophe geworden, der Tausende von Trepeccos zum Opfer fielen. Dem Geheimnis der Welt ist er dabei natürlich keinen Schritt näher gerückt.

Wie es auf dem Sampler-Planeten nach der Katastrophe weitergeht, das schildert Robert Feldhoff im PERRY RHODAN-Roman der nächsten Woche. Der Roman trägt den Titel

DIE TÜRME VON CANAXU